

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Enthüllungen. II.	127
Ritte und neue Kaiserkrone. Von Otto Freiherrn von Dungen	141
Gespräche mit Knigsgruber. Von Peter Hofegger	148
Aus sturm Rosengarten. Von Svenb Leopold	154
Anzeigen. Von August Hauschner und Karl Dentz	156
Arbeitermangel. Von Laben	160
Briefe	164

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3 a.
1906.

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses Carl Neuburger,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssüssen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.



Der **Orthozentrische „Ideal“-Kneller** ist geschätzt u. der anerkannt beste. Verblüffend einfach, hocheleg. v. hervorragenden Aerzten empfohlen. Feder u. Siegel sind eins. Beseitigt Schädigung durch **korrekte stabile Zentrierung**; fehlerhafte Zentrierung verursacht Schielen. Sitz sehr fest, leicht und überbrückt Tränenkanäle. Prospekt gratis. Alleinverkauf nur: **Orthozentrische Kneller Ges. m. b. H., Berlin W., Potsdamerstrasse 132, 3 Min. v. Potsdamerpl.** Man achte genau auf Firma. **Kompletter Winterlager nur letzter Spargelager und Feiertage, welche durch spezielle Korrekturen Mängelstellen und alle sich verändernde Augen individuell angepasst werden.**

DEUTSCHES VERLAGSHAUS, BERLIN NW 52.

Vor drei Wochen erschien das 1., jetzt das 11.-15. Tausend von:

fr. Ad. Beyerlein, Ein Winterlager.

300 S. Auf bestem Federleicht-Dickdruck-Papier.

In künstlerischem Umschlag broschiert Mk. 3.50, eleg. gebunden Mk. 4.75.

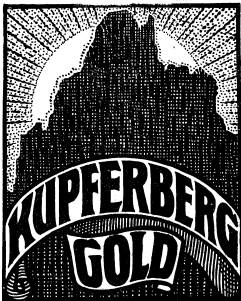
„Wem Beyerleins neuestes Buch ‚Ein Winterlager‘ in die Hände fiel, ohne dass er wüsste, dass der Verfasser ‚Jena oder Sedan‘ oder ‚Zapfenstreich‘ geschrieben hat, der würde unter den besten unter unsern Romandichtern suchen müssen, um sie in Vergleich zu stellen mit der Kunst zu erzählen, die uns aus diesem Roman entgegentritt.“

(Hamb. Fremden-Blatt.)

„Es sei gerade herausgesagt: ‚Ein Winterlager‘, Beyerleins neuestes Werk, ist auch sein bestes. Es ist die feinsinnige, stimmungsvolle Arbeit eines Poeten.“

(Leipz. Neueste Nachr.)

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditioren.





Berlin, den 27. Oktober 1906.

Enthüllungen.

II.^{*)}

Vor vierzehn Tagen sprach ich hier die Hoffnung aus, nach langer Wanderung durchs Gestrüpp werde der Weg uns aufwärts, in die Klarheit, führen; nach genauer Prüfung des von Chlodwig Hohenlohe, dem aus treuem Dunkelauge jätlich durch die Mäste blinkenden Feinde des ersten Kanzlers, aus Brunnfälen und Bureauwinkeln Jahre lang zusammengesleppten Anklagematerials könne uns möglich werden, zu erkennen, warum Bismarck gehen mußte, was seine Schuld, was Anderer Fehl war. (Hier möchte ich gleich einen Irrthum berichtigen, der durch die von mir nicht bemerkte falsche Einsetzung dreier Wörter entstanden ist. Chlodwig verzeichnet mit Behagen die Thatsache, daß die Stosch und Konsorten sich wie die Schneekönige über Bismarcks Sturz freuen, und holt aus der Liefse seines frommen Schranzengemüthes dann die Sentenz: „Es ist auch hier wieder wahr, daß nur die Sanftmüthigen das Erdreich besitzen“. Bibelfeste Leser haben meiner Glossirung dieses Satzes vorgeworfen, sie gebe dem Ersten Evangelisten nicht, was ihm gebührt; mit Recht vorgeworfen. Doch ich weiß, daß Matthaei Bericht über die Bergpredigt den Sanftmüthigen $\epsilon\chi\upsilon\ \gamma\tilde{\gamma}\upsilon$, nach Luthers Uebersetzung: das Erdreich, verheißt; kenne wirklich auch die dazugehörigen Stellen aus Jesaja und den Psalmen. Und mein Satz sollte lauten: „Nicht nur das Himmelreich also; auch, wie im Evangelium, das irdische, wo doch der Streit herrscht und nur die Stärke siegt“.) Damals waren die „Denkwürdigkeiten“, zu deren Bewältigung selbst der Fleißigste Wochen braucht, noch nicht erschienen, von den tausend Seiten kaum hundert bekannt: und ich unterschätzte die Länge des Weges; konnte die Häufung der Anklagepunkte nicht ahnen. Was Bosheit im Dunkel je gegen Bismarck

*) S. „Zukunft“ vom 13. („Chlodwigs Tagebuch“) und vom 20. Oktober 1906.

erfann, was Unverstand aus seinem Handeln und Unterlassen deuten zu dürfen wähnte, hat Ghlodwig für seine Nachwelt notirt. Ein Beispiel aus seiner Ministerpräsidentenzeit. „Ujedom erzählte mir, daß es Bismarck war, der Mantuffel nach Olmütz trieb. Bismarck hielt damals die österreichische Alliance für das einzige Heilmittel und blieb dieser Ansicht, bis er sich als Bundestagsgesandter überzeugte, daß Dies nicht möglich sei.“ Bismarck war 1850 fünf- unddreißig Jahre alt, Abgeordneter und Landwehrlieutenant; er konnte weder Mantuffel „treiben“ noch bei Friedrich Wilhelm dem Vierten gegen Kadowitz, „den geschickten Garderobier der mittelalterlichen Phantasia des Königs“, aufkommen. Der Kriegminister von Stockhausen sagte ihm: „Wir müssen für den Augenblick den Bruch nach Möglichkeit vermeiden. Wir haben keine Macht, welche hinreichte, die Oesterreicher, auch wenn sie ohne sächsische Unterstützung bei uns einbrechen, aufzuhalten.“ Diesen „Erwägungen eines Sachkundigen und ehrliebenden Generals“ paßte Bismarck sein Verhalten im Landtag an. Er hat später gesagt: „Wir fehlte damals jede Unterlage zu einer Kritik, die ich als konservativer Abgeordneter einem Minister auf militärischem Gebiet, als Landwehrlieutenant dem General gegenüber hätte ausüben können. . . Der Grundirrtum der damaligen preußischen Politik war der, daß man glaubte, Erfolge, die nur durch Kampf oder durch Bereitschaft dazugewonnen werden konnten, würden sich durch publizistische, parlamentarische und diplomatische Heucheleien in der Gestalt erreichen lassen, daß sie als unserer tugendhaften Bescheidenheit zum Lohn oratorischer Bethätigung unserer deutschen Gesinnung“ aufgezwungen erschienen. Man nannte Das später „moralische Eroberungen“; es war die Hoffnung, daß Andere für uns thun würden, was wir selbst nicht wagten.“ Ghlodwig konnte diese Auffassung, mußte mindestens die Thatfachen und Daten kennen; und hat nach der Publikation der „Gedanken und Erinnerungen“ noch fast drei Jahre gelebt. Als ein Vermächtniß aber hinterläßt er Allddeutschland die Notiz: Bismarck hat Mantuffel nach Olmütz getrieben. Aliquid haeret. Kann man erweisen, daß auch der Große einst, wie ein rechter Tölpel, in falsche Richtung strebte, dann steht man selbst nicht als ein gar so jämmerlich Geächter da. Ghlodwig hats nöthig. Im Juni 1866, vierzehn Tage vor Königgratz, schrieb er in sein Tagebuch: „Ich fürchte, daß der Krieg sehr lang und sehr blutig werden wird. Preußen wird sich in Norddeutschland arrondiren als großer preußischer Staat, wir in Süddeutschland werden unter französischer oder österreichischer Protektion fortvegetiren, bis auch unsere Stunde geschlagen haben und ein Theil an Frankreich, ein Theil an Oesterreich fallen wird.“ Ein Prophet und ein Staatsmann. Der sechs Jahre lang

Kanzler des Deutschen Reiches sein konnte. Das Männlein, dem, als es aus dem Amt, als es aus dem Leben schied, ringsum Lobgesänge ertönten, mußte von allen Seiten betrachtet, der Frage nach dem Zweck seines standalösen Buches mußte die Antwort gesucht werden. Das geschah vor acht Tagen. Können wir heute nun auf gradher StraÙe weiterwandern? Noch nicht. Die Chronistenpflicht drängt auf Seitenpfade; erzwingt zunächst neuen Ereignissen, neuen Symptomen Beachtung. Doch vielleicht ist's kein allzu weiter Umweg; vielleicht merken wir bald, daß auch auf diesen Seitenpfaden die Lichtung zu erreichen ist, die das deutsche Land und des deutschen Landes Leid dem Auge entschleiern und alle Mühe der Wanderung durchs hollocker Dickicht belohnt.

Herr von Tschirschky und Bögendorff.

Um die Mitte des Weinmonats lasen wir, Herr von Tschirschky und Bögendorff, der Staatssekretär im Auswärtigen Amt, werde nach Wien reisen und dort mit den Botschaftern Grafen Wedel und Monts, vielleicht auch mit dem Grafen Goluchowski konferieren. Natürlich über den Dreibund und über Italiens Verhältnis zu den mitteleuropäischen Kaiserreichen. Die ungewöhnliche Fassung der Notiz fiel sofort auf. Den Diplomaten; leider nicht den Schreibern. Bald danach kam die Meldung: Die Reise des Herrn von Tschirschky hat mit Politik nichts zu thun; der Staatssekretär will jagen und Verwandte wiedersehen. Dann die dritte Notiz: Er ist in Wien eingetroffen, hat mit dem Grafen Wedel konferirt (ob auch mit Goluchowski, erfuhren wir nicht) und reist von dort nach Rom. Die italienische Presse preludiert seiner Ankunft, als handle sich um ein politisches Ereigniß. Ich, spricht der so laut Begrüßte, bin nur Staatssekretär, nur Gehilfe des Kanzlers, dessen Wille allein der deutschen Politik die Richtung weist. Die Römer lächeln. Der Kanzler! Der fährt nächstens vielleicht, wie ein italienisches Wipblatt ihm prophezeit hat, als Privatmann von seinem Kanalpalast an der Dogana vorbei nach dem Lido. Die deutsche Politik leitet der Kaiser. Wir wissen; wenn Tschirschky nach Rom kommt, ist er von Guglielmo geschickt. Auch diese Cisterne empfängt ihr Wasser von oben; thun wir für diesmal aber, als sei sie ein aus dem Erdinneren sprudelnder Quell. Der unbekannt, noch nirgends erprobte Staatssekretär wird behandelt, als liege in seiner Hand jetzt Deutschlands Geschick. Die italienische Presse veröffentlicht Programme und stellt Bedingungen. Im offiziellen *Corriere della Sera*, dessen Hauptredakteur Albertini im GroÙbetrieb der *Times* das verbündete Deutsche Reich zärtlich lieben gelernt und auf seine Weise seitdem für die anglo-italienische Verständigung gesorgt hat, wird gesagt, welche Mo-

difikationen den Dreibund erhalten könnten. Und Herr von Tschirskfy „tauscht mit dem Minister Tittoni Gedanken aus.“ Diesen Tausch dürfen wir dem Italiener gönnen; aber auch fragen, was hinter all dem Gelärm eigentlich stecke. Sollen wir etwa wieder Konzessionen machen? Zum zweiten Mal im selben Jahr (von dem ersten Mal will ich heute lieber nicht reden; wer hinter den Sammetvorhang geguckt hat, weiß, was ich meine) von der italienischen Diplomatie uns zu Vereinbarungen drängen lassen, in denen das Ausland, auch das uns nicht feindliche, nur einen Rückzug Deutschlands erkennen kann? Daß Herr von Tschirskfy, bevor der Reichstag, der sein jammervolles Debut sah, wieder eröffnet wird, eine That thun möchte, ist begreiflich; doch er konnte die Gelegenheit, seinen Namen in die Rinde der Weltgeschichte einzuschneiden, vorsichtiger wählen.

Daß der Dreibund für uns werthlos geworden ist, braucht keinem Wachen mehr bewiesen zu werden. Das nationale Ehrgefühl mußte rathen, den Italienern höflich, sehr höflich mitzutheilen, daß wir nicht beabsichtigen, den Vertrag zu erneuern, der nur ihnen noch nützt, nur ihre Bündnißfähigkeit steigert und den Westmächten im Lager des Gegners einen Vertrauensmann sichert. Konnte man sich zu diesem Schritt, der, als ein Zeichen kräftigen und getrosten Selbstbewußtseins, gut gewirkt hätte, in Berlin nicht entschließen, dann mußte man wenigstens den Schein gleichgiltiger Ruhe wahren. Selbst wenn Deutschland an der Verlängerung des Dreibundes mehr interessirt wäre als Oesterreich und Italien, brauchte man diese (auch heute durchaus noch nicht unbestreitbare) Thatsache den Herren in Wien und Rom nicht auf die Nase zu binden. Konnten wir nicht geduldig warten, bis der edle Tittoni zu uns kam, und ihn dann mit eiselter Artigkeit empfangen? „Das Bündniß liegt Ihnen am Herzen, Excellenz? Verstekt sich. Sie haben bewiesen; in Algiras, in London und zuletzt in Leipzig. Der Kaufmann, der im Ehrenamt da für Sie die Konsulatsgeschäfte besorgt, ließ seit Jahren am Sedantag über seiner Privatwohnung die deutsche Fahne hissen. Darin sah Niemand ein Kergerniß; auch unser Freund Delcassé nicht. Diesmal winkte Herr Bourgeois; und Sie behandelten den Konsul wie einen Verbrecher und Ihr Botschafter mußte am Quai d'Orsay dem Bedauern über das traurige Ereigniß Ausdruck geben. Das ist nur einer von hundert Fällen, die uns zeigten, wie hoch Sie die entente mit England und Frankreich, wie hoch die Freundschaft des Deutschen Reiches schätzen. Und nun möchten Sie den Bündnißvertrag verlängern? Wir sind ungemein neugierig, zu hören, was Sie uns zu bieten haben. Das Bündniß mit einem Staat, den wir jetzt immer, in Marokko, in Abyssinien, sogar bei den Verhandlungen über drahtlose Telegraphie, unseren Feinden assoziirt finden, hätte minde-

stens den Reiz der Neuheit für sich.“ Unmöglich. Wir können nicht still sitzen. Die Anderen rühren sich nicht. Der Herr unseres Auswärtigen Amtes aber setzt sich in Bewegung. In Rom hatte er den geschickten und muthigen Grafen Monts neben sich, der die italienische Stimmung genau kennt und nicht erst bei der Eröffnung der mailänder Ausstellung erfahren hat, was uns im Drangeland blüht. Daß wir nach all dem Schimpf, all der Feindseligkeit, die wir in Italien geerntet haben, messages of love über die Alpen schickten, war schon ein unverzeihlicher Fehler. Die Welt hat uns anno 1906 schwach genug gesehen; hat nach der Fanfare von Tanger die Chamade von Algefiras gehört. Fügen wir uns noch einmal äußerem Druck, konzediren und retiriren noch ein einziges Mal, dann wird das Prestige des Reiches zum Kinder-spott.

In der Wilhelmstraße geht das Gerücht, der Staatssekretär werde leicht ärgerlich, wenn man seine Ruhe störe. Er hat sich für den Bau der Eisenbahnlinie Rubub-Reetmanshoop nicht interessiert, hat dem Plan, die Hälfte oder gar zwei Drittel der Schutztruppe aus Südwestafrika zurückzuziehen, nicht widersprochen. Und mußte, als dem internationalen Reichsdienst Vorgesetzter, doch sehen, wie wichtig diese an einer empfindlichen Stelle Britaniens gesammelte Truppenmacht in kritischer Zeit werden konnte; daß die Kriegsnoth hier eine Waffe geschmiedet hatte, die erst, wenn jede ihr mögliche Wirkung erreicht war, aus der Hand gelegt werden durfte. Er schwieg. Und ließ im Reichstag dann das nette Sächchen vor: „Oesterreich-Ungarn sowohl wie Italien stehen in freundschaftlichen Beziehungen zu England; wir begrüßen diese Beziehungen ohne Hintergedanken.“ Ist er jetzt plötzlich aktiv geworden? Hat er dem eigenen Trieb gehorcht, als er auf die Reise ging? Unwahrscheinlich. Die Mensurdepeche des Kaisers hatte in Wien verstimmt, in Rom Wuth erregt. Der Kanzler muß sich für den Reichstag schonen; kann sich eifernnd zwar dafür einsetzen, daß ein ihm in Bewunderung ergebener, auf seinen Rath dekorirter Zeitungschreiber nicht vors Strafgericht gestellt wird, eine anstrengende Reise sich aber noch nicht zumuthen. Also ward für das Werk der Schwichtigung Herr von Tschirfsky erwählt. Der sich, trotz dem Ruhebedürfniß, dann wohl der Gelegenheit freute, de se refaire une virginité. Einen Mann, der draußen so ernst genommen wird, kann der Reichstag nicht auslachen. Während der Staatssekretär mit Littoni im Automobil durch die Campagne sauste, hielt in Rom Herr Lockroy, ein Poffenfabrikant, der in Frankreich Marineminister war, eine Rede, in der ich die Sätze fand: „Die franko-italische Freundschaft bedarf nicht erst umständlicher Protokolirung; sie lebt im Herzen, im Blut beider Nationen. Jahrhunderte lang war unser Wille in Liebe einig; und kein guter Franzose kann

den werthvollen Sekundantendienst vergessen, den das Königreich und in Allgemein das geleistet hat“. Und diesem Redner jauchzte das uns verbündete Italien zu.

Graf Goluchowski.

Ich habe die Mensurdepeſche vom zwölften April 1906 erwähnt. Als ſie von Berlin aus veröffentlicht war, ſagte ich, ſie werde den Sturz des Grafen Agenor von Goluchowski beſchleunigen: „Fällt er jezt bald, dann wirkt die Entlaſſung wie eine ins berliner Schloß adreſſirte Unfreundlichkeit. Wollte Wilhelm ihn halten? Kein Mittel konnte untauglicher ſein als das gewählte. Ein für die internationale Politik eines Reiches verantwortlicher Miniſter, dem ein fremder Souverain öffentlich für ihm geleistete Dienſte dankt, muß ſeinem Kaiſer und ſeinen Landsleuten verdächtig werden.“ Jezt iſt der cher Golu (ſo ſoll Wilhelm ihn in Wien genannt haben) nicht mehr Miniſter für Auswärtige Angelegenheiten Oeſterreichs und Ungarns. Er war ſchon im Jenz genöthigt, offiziell und offiziös ſich gegen die Anklage zu vertheidigen, daß er berliner Winken allzu willfährig gehorcht habe; und iſt dennoch nun aus dem Bügel gegliſten. Das brauchte uns, da der polniſche Graf, der Sidam Murats, nie ein zuverlässiger Freund Deutschlands war, nicht zu bekümmern. Aber der Deutſche Kaiſer hat ihn als „treuen Bundesgenoſſen“ und „brillanten Sekundanten auf der Menſur“ gefeiert und hinzugefügt: „Sie können gleichen Dienſtes im gleichen Fall auch von mir gewiß ſein“. Im gleichen Fall? Dem kann in naher Zeit nur ein auf albanischem Gebiet zwiſchen Oeſterreich und Italien entſtehender Konflikt bringen. In Wien und in Rom verſteht man ſo. Der brillante Sekundant wird rauh weggeſchickt. Herr von Tſchirſchky muß an der Donau und am Liber Komplimente dreheln. Und die Deffentliche Meinung Italiens heiſcht für die neuen Verträge als *conditio sine qua non* die Verſtändigung über Albanien; will den Dreibund nur, wenn er all ihre Wünſche erfüllt.

Der Fall Fiſcher.

Am zwanzigſten Juli 1906 iſt der Major Fiſcher verhaftet worden. Er war verdächtig, unter Verletzung der Dienſtpflicht von Lieferanten, mit denen er im Auftrag des Oberkommandos der Schutztruppe Verträge abzuschließen hatte, Vortheile verlangt oder angenommen zu haben. Nach Ermittlungen, die drei Monate dauerten, mußte das Verfahren eingeteilt werden. Der Verdacht, der im Juli hinreichend ſchien, um die Verhaftung eines Stabsoffiziers zu rechtfertigen, erwies ſich im Oktober als ſo ſchwach, daß er nicht einmal die Eröffnung des Hauptverfahrens motiviren konnte. Der Major hat

am Pranger gestanden, kann nicht Offizier bleiben und muß darauf verzichten, einen Sohn im Kadettencorps erziehen zu lassen. Ein Vierteljahr lang hat Europa von einem deutschen Panama, einer Verfeuchung unseres Heeres zu sprechen gewagt. Die Untersuchung hat ergeben, daß die Anschuldigung (die von der geschiedenen Frau von Tappelskirch kam) unhaltbar war. Und warum ist der Mann, den man jetzt gar nicht erst vor den Richter stellt, verhaftet, der schädliche Skandal nicht vermieden worden? Warum nahm man dem Offizier, der die Anschuldigung in die Wilhelmstraße brachte, und dem Angeeschuldigten nicht das Ehrenwort ab, erforschte im Stillen den Thatbestand und ließ nichts verlauten, bis entschieden war, ob das belastende Material stark genug sei, um eine Anklage tragen zu können? Weil der Gerichtsherr der zuständigen Gardes-kavallerie-Division sich sagen mußte: Wenn ich hier nicht sofort fest zupack, wenn ich auch nur Tage lang zaudere und das Gewicht der Verdächtigung prüfe, findet der Allerhöchste Kriegsherr mich wohl schlaff und lässig im Dienst.

Köpenick.

Einer, dems an Geld und an Bethätigungsmöglichkeit fehlt und der diesen Mangel tiefer als Andere empfindet, weil Natur ihn mit reicherer Phantasie und kühnerem Willen begabt hat als Hundertausend, die sich behaglich nähren und paaren, langt eines Tages dreist nach Fortunens Rüge. Er zieht den Rock eines Hauptmannes aus dem Ersten Garderegiment an, fistirt ein von einem Gefreiten aus der Schwimmanstalt heimwärts geführtes Soldatentrüppchen und sagt, eine Kabinettsordre des Kaisers befehle ihm, in Köpenick, wo in der Kommunalverwaltung Etwas faul sei, den Bürgermeister und den Kassenrendanten zu verhaften. Die Leute glauben und folgen ihm ins köpenicker Rathhaus. Die Gendarmen nehmen vor dem Herrn Hauptmann die Haden zusammen, sorgen auf der Straße für Ordnung und Ruhe, halten die Gafferschaar in gehöriger Entfernung. Der Bürgermeister Dr. Langerhans, ein freisinniger Demokrat und Keffe des schon durch seine pariser Lante berühmten berliner Stadtverordnetenvorstehers, verliert beim Anblick der plötzlich, mit auf-gepflanzter Bayonnette, eindringenden Soldaten den Kopf; denkt nicht einmal der Pflicht, die Amtsgeschäfte seinem Vertreter zu übergeben; läßt sich, trotzdem ihm kein schriftlicher Haftbefehl gezeigt worden ist, wie ein Lämmlein abführen. Ungefähr eben so, nur ein Bißchen schlauer und würdiger, macht's der (wohl nicht ganz so liberale) Rendant. Beide werden in bewachten Wagen nach Berlin spedirt. Der Hauptmann nimmt die viertausend Mark, die in der Stadtkasse sind, stellt eine Quittung aus und marschirt mit seiner Mannschaft ab. Ich will die

Einzelheiten nicht wiederholen. Jeder hat sie gelesen, Jeder belacht. Drei Tage lang gabs keinen anderen Gesprächsstoff als diese Geschichte. Sie hats verdient. Neben ihr wirkt Goethes Bürgergeneral wie eine verstaubte Wigblattfigur, wirkt Gogols meisterliche Revisorokomoedie wie ein schaler Schwank. Noch nie vielleicht hat die vox populi, populorum so einstimmig einen Menschen gekrönt, den der Staat von Rechtes wegen wehmt, als Betrüger und Räuber verfolgt. Der Hauptmann von Köpenick hat seinen Plan so scharfsinnig, mit so sicherer Psychologenkunst erdacht, bei der Ausführung sich so ruhig, so ganz als Herr der rasch wechselnden Situation gezeigt, daß nur Tröpfe ihm den Büttel an den Hals wünschen. Was hat er gethan? Einer voll und ganz, einer unentwegt freisinnigen Mannesseele Angst eingejagt. Einer wohlhabenden Kommune ein paar Tausendmarktscheine entwendet. (Der zehnfache Betrag würde an einem kurzen Vormittag aufgebracht, wenn solche Nationalspende den Verfolgten vor Strafe bewahren könnte.) Wegen ein halbes oder ganzes Dugend Paragraphen verstoßen. Dem Land aber unschätzbaren Dienst erwiesen. Wie Giesko zu dem römischen Maler, könnte der Müggelheld zu den stärksten Satirikern sprechen: „Ich habe gethan, was Ihr nur maltet!“ Und die diesmal winzige Philisterschaar, die empört fuchelt und lüstern nach dem Rachedecht ruft, könnten unsere Röthesten nicht besser abfertigen als mit den Worten des Edelmannes, der in Goethes Lustspiel die Sache Schnapsens, des Piffikus, führt: „Wie viel will Das schon heißen, daß wir über diese Kolarde, diese Müge, diesen Rock, die so viel Uebel in der Welt gestiftet haben, einen Augenblick lachen konnten!“ Damals ward die Kolarde, die Müge, der Rock des bösen Nachbarn (Schnaps giebt sich für einen Werber des Jakobinerklubs aus), jetzt die Uniform des Prinzenregimentes der preussischen Garde. Hat auch die in unserer Welt so viel Uebel gestiftet? Ja, pfaucht von bebender Lippe der Unentwegte; und flennt über den „Militarismus“, den Moloch, der alltäglich Menschen verschlingt. Weil ein genialer Schwindler schlau mit der Psyche des Bezirksvereinszöglings gerechnet hat, wird wider die Bevorzugung des bunten Rockes gezetert; weil eine umkettete Memme beim Anblick von acht Bayonettes sich den Hosenboden besprenzt hat, muß das Offiziercorps in den Käfig der Angeklagten. Wollt Ihr Soldaten? Dann müßt Ihr auch wollen, daß sie gehorchen. Braucht Ihr zum Schuß Curer Geldschränke tüchtige Truppenführer? Dann müßt Ihr sie, die sich um jämmerlichen Sold schinden, wenigstens mit gesellschaftlichen Privilegien bezahlen. Erspart uns also das Geplärr und hört auf den Rath, den Goethe seinen Görge und Märten geben läßt: „Bei sich fange ein Jeder an: und er wird viel zu thun finden“. Bei Euch fangt an.

fragt, wie solche Stadthäupter am Tag eines Staatsstreiches handeln würden. Und setzt zu, ob auch sonst im Haus Curer Bürgerfreiheit Alles in Ordnung ist.

Ob die königliche Staatsregierung den Reffen des Dnkels nur im Kommunaltyrannenamt lassen, dem Wiedergewählten die Bestätigung verjagen oder ihn, als einen „Behorcher“ nach dem Sinn Friedrich Wilhelms des Bier-ten, für einen Ministerstz vorschlagen wird? Wir müssen abwarten. Nachdem wir uns über den Schelmenromanhumor der Geschichte sattgelacht haben, aber auch ihre ernste Seite betrachten. Das Ausland schießt ihr bitterböse Wlossen nach. Britische Offiziere, die unseren Herbstmanövern zusehen durften, haben die Lofung ausgegeben: Das deutsche Heer ist eine vorzügliche Maschine, der einzelne deutsche Soldat aber, weil ihm Intelligenz, Entschlußfähigkeit, Instinkt fehlen und die Persönlichkeit ihm ausgedrückt ist, ein im modernen Gefecht nicht sehr gefährlicher Gegner. Das wird jetzt überall verbreitet und, besonders gern in Frankreich, geglaubt. Das köpenicker Haftkommando paßt in den Kram. Mußten die acht oder (zehn Mann) dem Häuptling, der obendrein noch vorschriftwidrig gekleidet war, nicht anmerken, anriechen, daß er nicht von der potsdamer Garde kam? Durften sie ihm stumpfsinnig folgen, unter seinem Wink sich zum Gebrauch der Waffe bereiten? Was ist von solchen Klößen für den komplizirten Kriegsbetrieb unserer Tage zu hoffen? Wenn man so hört, möchte's leidlich scheinen; steht aber doch immer schief darum. Erstens war der Ueberwinder Langerhansens kein Gauner gewöhnlicher Sorte, sondern (jedes Wort, das er sprach, jeder Schritt, den er that, beweist) ein Trüger-talent höchsten Ranges. Und zweitens waren die Leute durch drei unfehlbar wirkende Wörter hypnotisirt: „Kabinettsordre Seiner Majestät!“ Sie waren vielleicht nicht dümmer als der Durchschnittskommis; am Ende sogar auf der Gipfelhöhe ihrer Zeit. „Wilhelm hat Wind bekommen, daß es an der Dahme nach faulen Fischen stinkt, und schießt der Sippschaft nun den ersten Schloßgardekrüppel, der ihm in den Weg läuft, auf den Hals. Sieht ihm ganz ähnlich. Er ist immer so plötzlich und liebt das lange Gefackel nicht“. War nur in hohlen Schädeln für solchen Glauben Raum? Alle dachten so, die von der Sache hörten. Der Kommandant von Berlin, der Hohenzollernprinz, der den Dienst du jour versah (zwei Aestheten von sehr verschiedener Sinnesrichtung), köpenicker Stadträtthe und berliner Großindustrielle: Alle glaubten an den Hauptmann und seine Ordre. Keiner zweifelte, daß der Imperator et Rex wieder mal die Zuchttruthe schwang. Und, Hand auf's Herz, hätten wir uns gewundert, wenns so gewesen wäre? Wir haben die Verhaftung des Ceremonienmeisters Lebrecht von Roje noch nicht vergessen; und erst in diesen Tagen gelesen, daß der Kaiser, den ein Obertertianer telephonisch darum gebeten hatte, das städtische Realgym-

nasium in Honnef schließen ließ. Zu dem Direktor kam ein Herr mit der Weisung: „Da Seine Majestät morgen die Stadt Honnef zu besuchen geruht, hat der Unterricht auszufallen.“ Meint Ihr, der Scholarch habe den fremden Herrn nach seiner Legitimation gefragt, eine Verfügung der zuständigen Behörde gefordert oder den sauberen Supplikanten ins Loch zu sperren gewagt? Auch ein Spafsvogel in korrektem Gefieder konnte den Schulschluß erreichen, wenn er das Lied richtig pfiß. „Befehl Seiner Majestät“: dieses Zauberwort öffnet und schließt im wilhelminischen Reich deutscher Nation alle Pforten. Lacht nicht allzu laut über die Seldwyler vom Müggelsee; nicht allzu lange! Viel mehr Haltung hättet auch Ihr nicht gezeigt. Hättet gestammelt: „Der Impuls läßt sich mit Zwirnsfäden nicht binden, setzt sich in edlem Drang über formalistische Bedenken hinweg und zerschmettert, was ihn zu hemmen trachtet.“ Und in ähnlichem Zeitungshymnenstil die Schnellkraft so hohen Willens gepriesen. Hundertmal thatet Ihr schon; jubeltet, wenn Wetterstrahl oder Fußtritt einen Gegner traf, und balltet im Hosensack das Häustchen, wenn Einer von Euch drankam. So leben wir. Draußen weiß mans leider; und höhnt: „Nur in diesem Land war der köpenicker Rathhauspuk möglich.“

Der Seitenpfad weitet sich und läßt erkennen, daß wir immerhin der Richtung schon näher gekommen sind. Vom ersten Schritt an schwebte der kaiserliche Adler nah vor uns her. Wir sahen ihn oder hörten aus dem Dunkel das Geschwirr. Hic et ubique. Träumen wir Dantes Traum von der Universalmonarchie? „Der Kaiser will nun einmal allein regiren“, hat Bismarck zu Hohenlohe gesagt. Dieses Ziel ward erreicht. Wer über deutsche Politik spricht oder schreibt, muß, wenn er nicht heucheln will, den Kaiser nennen. Nur auf ihn blickt das Ausland; das einem Minister des Zaren, einem chinesischen Provinzherrscher mehr Willensfreiheit zutraut als einem deutschen Kanzler. Von seiner Lippe fällt jede Entscheidung, jede Antwort sogar auf Fragen des Glaubens und der Sittlichkeit, der Kultur und der Kunst. Ist dieser Zustand für das Reich und den Kaiser erspriehlich? Wilhelm hat ihn gewollt. Und weil er ihn wollte, mußte der Mann bald lästig werden, der in der Ubiquität monarchischer Gewalt das gefährlichste Reichsverhängniß sah. Weil der Nar ihm die Gaffer entzog? Blendete Ehrgeiz das Auge des Greises? Wollte er allein herrschen?

Die Dynastie Bismarck.

Am einundzwanzigsten April 1890 hat Friedrich von Baden, zwei Tage danach der Kaiser zu Chlodwig gesagt: „Es handelte sich um die Frage, ob die Dynastie Bismarck oder die Dynastie Hohenzollern regiren solle.“ Und schon am zweiundzwanzigsten Juni 1888 hatte die Kaiserin Friedrich vor dem

selben Vertrauensmann das Urtheil gesprochen: „Bismarck hat zwanzig Jahre unumschränkt regirt und konnte nicht ertragen, bei dem Monarchen einem Willen zu begegnen.“ Die Kaiserin war schlecht unterrichtet. Schlodwig konnte ihr Urtheil aus eigener Erfahrung berichtigen, war aber zu piffig, um höchste und allerhöchste Herrschaften durch Widerspruch und Belehrung je zu ärgern. Bismarck hat niemals unumschränkt regirt, hat stets mit dem zähen Willen des Monarchen zu rechnen gehabt und unter der Hartnäckigkeit dieses Greisenwillens oft gelitten. Graf Saint-Ballier, dem er einst sein übervolles Herz ausschüttete, hat die folgenden Sätze notirt: „Ich achte den Kaiser sehr hoch, bin ihm ganz ergeben und habe Gesundheit und Kraft in seinem Dienst wirklich nicht gespart. Er aber giebt mir beständig Grund zur Mißstimmung und versezt mir die schmerzhaftesten Stöße. Ohne die Briefchen, die er mir zu schreiben geruht, würde mirs besser gehen. Er ist von Natur nobel, aber ängstlich, eigensinnig und in Vorurtheilen befangen. Er weiß selbst nicht, welchen Einflüssen er zugänglich ist; ich fühle sie, ohne immer ihre Herkunft zu ahnen, und nuße mich im Kampf gegen ihre Wirkung ab. Wie Penelope muß ich stets wieder von vorn anfangen. Meine Geduld wird auf harte Proben gestellt und manchmal fürchte ich, daß die Nerven nicht länger aushalten.“ So sprach der Groll des Ueberbürdeten. An solche Seufzer, die wie Anklagen klangen, mag er gedacht haben, als er später schrieb: „Dem Kaiser gegenüber lag mir persönliche Empfindlichkeit sehr fern; er konnte mich ziemlich ungerecht behandeln, ohne in mir Gefühle der Entrüstung hervorzurufen. Das Gefühl, beleidigt zu sein, werde ich ihm gegenüber eben so wenig gehabt haben wie im elterlichen Hause. Das hinderte nicht, daß mich sachliche, politische Interessen, für die ich bei dem Herrn entweder kein Verständniß oder eine vorgefaßte Meinung vorfand, die von Ihrer Majestät oder von konfessionellen oder freimaurerischen Hofintriganten ausging, in der Stimmung einer durch ununterbrochenen Kampf erzeugten Nervosität zu einem passiven Widerstand gegen ihn geführt haben, den ich heute, in ruhiger Stimmung, mißbillige und bereue, wie man analoge Empfindungen nach dem Tode eines Vaters hat, in Erinnerung an Momente des DisSENS.“ Große und kleine Entschlüsse mußten dem Herrn abgerungen werden. Das Gerede vom „Hausmeierthum“ wirkte auf ihn, der de relation sûre war, kaum; doch nie verließ ihn die Angst, des Dieners stürmende Leidenschaft könne auch ihn und mit ihm das Land in Fährniß reißen. Fast immer gab er schließlich nach, weil er sich zwingenden Gründen nicht aus Eitelkeit entziehen mochte. Er wollte nicht glänzen, brauchte es nicht: denn er war ja der König. Zur Befriedigung persönlicher Eitelkeit genügte ihm die Gewißheit, daß sein Instinkt die Lebensfragen der Armee stets richtig beantwortet hatte. Nie hätte er auf eigene Faust die Polit:K

Preußens noch gar des Reiches festgelegt, nie hinter dem Rücken seines Ministers einem Souverain oder Botschafter ein auch nur lose bindendes Versprechen gegeben. Er wußte, was er an Bismarck hatte. War stolz darauf, daß alle gekrönten Vettern ihm diesen Berather neideten. Schämte sich nicht, ihm die höhere Intelligenz, die reifere Erfahrung, das Genierrecht sogar zuerkennen und seiner Leitung zu folgen. Ein Entlassungsgesuch des Kanzlers lehnte er mit der Frage ab: „Soll ich mich in meinen alten Tagen blamiren?“ Und blieb immer der Herrscher. Er hatte (schreibt Bismarck) „das königliche Gefühl, daß er es nicht nur vertrug, sondern sich gehoben fühlte durch den Gedanken, einen angesehenen und mächtigen Diener zu haben. Er war zu vornehm für das Gefühl eines Edelmannes, der seinen reichen und unabhängigen Bauern im Dorfe vertragen kann“. Die Enthüllung des Nationaldenkmals auf dem Niederwald nannte er „den Schlußstein Ihrer Politik, eine Feier, die hauptsächlich Ihnen galt.“ Und als Bismarck fünfundzwanzig Jahre preußischer Staatsminister war, bekam er von dem „ewig dankbaren König und Freund“ einen Brief (den vorletzten), dessen zweiter Absatz lautete: „Ein leuchtendes Bild von wahrer Vaterlandsliebe, unermüdblicher Thätigkeit, oft mit Hintenansehung Ihrer Gesundheit, waren Sie unermüdblich, die oft sich aufthürmenden Schwierigkeiten im Frieden und Kriege fest ins Auge zu fassen und zu guten Zielen zu führen, die Preußen an Ehre und Ruhm zu einer Stellung führten in der Weltgeschichte, wie man sie nie geahnet hatte; solche Leistungen sind wohl gemacht, um den fünfundzwanzigsten Jahrestag mit Dank gegen Gott zu begehen, daß Er Sie mir zur Seite stellte, um Seinen Willen auf Erden auszuführen. Und diesen Dank lege ich nun erneut an Ihr Herz, wie ich Dieses so oft aussprechen und bethätigen konnte.“ So dachte, in so kindlichen Lauten sprach der treue Mann, der auf des Enkels Befehl jetzt Wilhelm der Große genannt wird.

Er hätte gelächelt, wenn ein Höfling ihm mit einer Warnung vor der Dynastie Bismarck gekommen wäre. Für ihn gab es keine Rivalität. Daß er König geblieben und Kaiser geworden war, dankte er dem Diener. Der trug die doppelte Last der Arbeit und der Verantwortung vor Volk und Geschichte. Hoch über ihm aber thronte der König; und kein Zornruf, kein Pfeil drang bis zu dieser Höhe. Daß über den Kanzler mehr als über den Kaiser geredet wurde, war nur in der Ordnung, nur nützlich; und die Hauptsache, daß Preußen und Deutschland vorwärts kamen. Dynastie! Wollte der Kanzler die erworbene Macht denn vererben? Niemals war er thöricht genug, solchen Wunsch zu hegen. Weil er unter dem Nachwuchs keinen anderen zuverlässigen Gehilfen fand, nahm er den Sohn ins Amt; gab ihm eine Stellung, für die seitdem die Nichthofen und Tschirsky gut genug befunden wurden, und einen Sold, für den der bedachtsame

Chlodwig nicht arbeiten wollte. Nie hoffte, nie wünschte er, Herbert solle sein Nachfolger werden. Hielt's gar nicht für möglich. Dynastie! Der Vater setzte bei seinem Geschäfte Jahr vor Jahr mindestens hundertundzwanzigtausend, bei dem des Sohnes noch ungefähr dreißigtausend Mark zu und Beide quälten sich redlich im Dienst. Als der Fürst die Zuweisung eines militärischen Adjutanten erbat (der seit 1890 zum Stab jedes Kanzlers gehört), wurde die Bewilligung im Militärkabinet abgelehnt; dreimal. In der winzigsten Personalfrage stieß er auf Schwierigkeiten, die oft erst nach Wochen zu überwinden waren. Augusta, Victoria, Luise, die Herrinnen der drei für die berliner Stimmung wichtigsten Höfe, waren gegen ihn. Im Großen Generalstab sah ihm kein Freund. Ihm wurde nicht, wie dem vierten Kanzler, in einem Hohenzollernschloß Krankenquartier bereitet; er fuhr nicht, wie dieser Durchlauchtige, im Sonderzug. Freilich: die Welt sprach von Bismarck's, nicht von Wilhelm's Politik. Und darf deshalb von einer Dynastie Bismarck sprechen? Wurde der Glanz der Krone dadurch gemindert, daß die Nation für den Kulturkampf, den Schutz Zoll, das Sozialistengesetz nicht den König, den Kaiser verantwortlich machte? Der Ketzer der Hohenzollern wurde nicht wie ein Lafai behandelt; doch auch nicht wie das Haupt einer Dynastie. Er hatte, da Alle zag zurückwichen, für den König den Kopf und die Ehre aufs Spiel gesetzt und in Sturm und Sonne, in Roth und Glück tausendfach seine Treue, seine persönliche Hingebung bewährt. Daß deutsche Fürsten den Schöpfer ihres Reiches dynastischer Annahmung zeihen, ihm vorwerfen würden, er habe schlecht für das Haus Hohenzollern gesorgt, konnte er nicht erwarten. Wilhelm der Zweite und sein Großohm habens gethan. Seine Antwort hätten sie vielleicht wieder „grob“ gefunden. Aber er brauchte nicht selbst zu sprechen; konnte ihnen den Brief vorlegen, aus dem sein König ihm zurief: „Zur Erinnerung an Ihre Silberne Hochzeit wird Ihnen eine Vase übergeben werden, die eine dankbare Borussia darstellt und die, so gebrechlich ihr Material auch sein mag, doch selbst in jeder Scherbe dereinst aussprechen soll, was Preußen Ihnen durch die Erhebung auf die Höhe, auf welcher es jetzt steht, verdankt.“ Das schrieb der Ahn, der Sieger in drei blutigen Kriegen. Der war stolz auf den großen Diener und gönnte ihm Raum. Der Enkel wollte allein regiren.

[Der Strategie.

Als Mazarin gestorben war, fragten Beamte und Hofleute Ludwig den Vierzehnten: „Wer weist uns jetzt den Weg?“ Und hörten die Antwort: „Ich!“ Dankbarkeit hatte den König bestimmt, geduldig sich dem herrischen Willen des Kardinals zu fügen. Ludwig zählte freilich erst dreiundzwanzig Lenze, als der Tod ihn von dem übermächtigen Minister erlöste. Und er hat später gesagt: Je-

ne sais ce que j'aurais fait s'il avait vécu plus longtemps. Was? Er hätte das Joch wohl noch länger getragen. Wenn nicht Einer mit dem Stachelwort gekommen wäre: Da sitzt der Todfeind Deiner Größe, Deines Ruhmes; Du bist nicht König, so lange dieser Schatten auf Deinen Thron fällt. Zu Wilhelm kam der Eine früh; der schlaueste Winkelstrategie. Als ich, im März 1904, die Paradedächer und den Lorbeer vom erkalteten Leib Waldersees zog und den Mann mit dem Fuchsgesicht Goethes Meister Reineke verglich, ward ich heftig gescholten, der Ungerechtigkeit und fast der Leichenhändlung beschuldigt. Und was lasen wir nun in Chlodwigs Tagebuch? Alle Stimmen klingen im Urtheil über diesen Krieger zusammen. Bismarck: „Waldersee ist ein konfuseer Politiker, auf den nichts zu geben ist; was er sagt, ist werthlos. Er will den Krieg, weil er fühlt, daß er zu alt wird, wenn der Friede noch lange dauert. Es ist thöricht, zu glauben, daß Waldersee Reichskanzler werden könne. Auch als Generalstabschef ist er ungenügend.“ Der Kaiser: „Bismarck und Waldersee können einander eigentlich nicht leiden, haben sich aber in gemeinsamem Haß gegen Caprivi, den Bismarck stürzen will, verbündet. Was nachher kommt, ist ihnen gleichgiltig.“ (Dieser freundliche Glaube trog. Bismarck hat sich niemals Waldersee verbündet, niemals ein intimes Wort mit ihm gesprochen und zu mir gesagt: „Ich würde den Mann nicht über die Schwelle lassen, wenn er nicht im Auftrag des Kaisers käme. Ich habe bei seinen Besuchen immer das Gefühl, er wolle — oder solle — nachsehen, ob es schon Zeit sei, einen schicklichen Kranz zu bestellen.“) Des Kaisers Mutter: „Waldersee ist ein falscher, gewissenloser Mensch, dems nicht darauf ankommen wird, sein Vaterland ins Verderben zu stürzen, wenn sein persönlicher Ehrgeiz befriedigt wird. Auch Kaiser Friedrich hat ihm nicht getraut und ihn für falsch angesehen“. Und damals war der böseste Theil seiner Thaten noch nicht ans Licht gebracht. Eine Gestalt, wie sie in der Geschichte des preussischen Heeres vornan nicht zum zweiten Male zu finden ist; ein frommer Degen aus der Sphäre des Kriminalromanes. Auch für die Legende ist er nun tot. Aber wir brauchen ihn noch. Sein hohes Ziel hat er nicht erreicht. Er konnte nicht warten; versuchte immer wieder, seine knospenden Wünsche am Lampenlicht zu wärmen, um sie schneller so zu reifer Erfüllung zu bringen. Doch für die wichtigste Aufgabe war er der rechte Mann: er hat den künftigen Kaiser von dem ersten Kanzler getrennt; und im frühesten Stadium dieses Feldzuges sich als so guten Strategen bewährt wie niemals auf einem Schlachtfeld. Wer ihn aus dem Auge läßt, wird nie verstehen, was in der Zeit von 1888 bis 1890 geschah. Er mußte herbei. Jetzt kann das deutsche Historiendrama beginnen.

Alte und neue Kaisermacht.

Das alte römisch-deutsche Reich ist nun hundert Jahre tot. Was wir an seiner Stelle heute haben, ist leider nicht so wundervoll, daß wir mit mitleidigem Achselzucken auf alle einstigen politischen Errungenschaften unserer Vorfahren blicken können. Eine Weile nach 1870 schien es so. Wie der Amerikaner lächelt, wenn er daran denkt, was für Staatsthum einst Indianer auf seinem Reichsgebiet geschaffen hatten, so mochten nach 1870 biedere Schulmeister Verachtung der einstigen Kaisergröße lehren, zumal das böse Ende (1806) ihnen Recht gab. Wir aber suchen nicht nur seit einigen Jahren wieder mit neuem Eifer den altdeutschen Verfassungsverhältnissen wissenschaftlich auf den Grund zu blicken; es giebt sogar bei uns heute manchen Gelehrten, der glaubt, eine Betrachtung dieser alten Ordnungsprobleme könne doch vielleicht noch eine Spur von nützlichem Beispielswerth für die politischen Probleme haben, die Gegenwart und Zukunft uns aufgeben. Jedenfalls wird die Inferiorität und Verfehltheit der altdeutschen Weltpolitik heute nicht mehr so stolz behauptet wie nach 1870. Sieht es doch aus, als ob der gute Kaiser Friedrich, den Bismarck damals im Kyffhäuser weckte, sich zu neuem Schlaf in sein Felsengrab verfrachten habe; nur die Zeit kann lehren, seit welchem Tag und weshalb. Wer heute glaubt, er weiß es, schweigt; denn unsere Regierung braucht keine ungebetenen Rathgeber.

Was war es nun im Grunde, daß die einstige hohe Machtfülle und dann den Niedergang, den Tod des alten Reiches veranlaßt hat? Und sind es nur vorübergehende konstitutionelle Schwächen oder unglückliche Zufälle, die unsere politische Position seit 1870 so erschreckend verschlechtert haben?

Wir wissen heute, daß es nur eine Seite der Geschichte ist, die erzählt, wie große Männer kamen und gingen; wie ihr Erfolg wuchs, manchmal dauerte, schließlich aber Anderem Platz machte. Wohl hält sich die schulmäßige Darstellung der Geschichte trotz aller besseren Absicht immer noch an den Heroenkult als Leitschnur. Die klassischen Philologen, die bei uns den zünftigen Historiker am Meisten bildend beeinflussen, bringen ja kaum die Ahnung von einer anderen Möglichkeit der Geschichtsauffassung mit. Den ungeheuerlichen Gedanken, statt an griechischen oder römischen Klassikern sich zu bilden, etwa römisch-byzantinische Kultur, deutsche Wirthschafts- und englische Handelsgeschichte die Jugend zu lehren, hat wohl noch kein deutscher Pädagoge durchgedacht; einfach, weil unsere Philologen davon selbst nichts lernen.

Wenn wir alles Persönliche bei Seite lassen, werden wir finden, daß die konstante Sorge, die in Volksgemeinschaften regirt, nicht der Wille eines Mannes nach Ruhm ist, sondern die Sorge einer ganzen Gruppe von Menschen, bequem und angenehm zu leben. Das heißt, wenn man die Sache noch ob-

jektiver fassen will: in einem Staatswesen giebt's immer mehr als einen Menschen, der danach strebt, Andere für sich recht tüchtig auszunutzen. Wo immer bisher ein Mann an der Spitze einer Staatsgemeinschaft stand, hat es Andere neben ihm gegeben, die ohne eine Spur von Erbrecht sich vermaßen, gleiche Macht zu erstreben. Sofern überhaupt irgend ein politisches Streben in einem Volk steckt, kommt es in Rivellirungstendenzen zum Ausdruck; nie so, daß Alle gleich sein wollen, schon weil es physisch ausgeschlossen ist, daß von einer gleichzeitigen Gruppe von Menschen überhaupt Jeder einen vernünftigen Willen hat; aber so, daß immer mehr als Einer da ist, der die ganze Fülle gewöhnlicher Macht haben will, die der jeweilige Kulturzustand gestattet. Wir sind über die relativen Machtmittel der deutschen Herrscher aus allen Perioden gut unterrichtet. Und solche Geschichte ist für uns unmittelbar werthvoll, die uns hilft, gegenwärtige Zustände objektiv zu erfassen und in den Bestrebungen unseres täglichen Lebens das Typische zu erkennen.

Der Merowingerstaat bedeutet gegenüber älteren germanischen Völkerschaftsverbänden eine Konzentration der Regierungsgewalt. Das Mittel war die Vereinigung einer Grundbesitzmasse und eines Schatzes in den Händen des Königs, so groß, daß der Besitz keines einzigen Mannes im ganzen Reich ihr auch nur annähernd gleichkam. Mit der Vergewandung dieses Königsbesitzes sank die königliche Macht. Zugleich wuchs anderer Männer Eigenthum. Die Karolinger sind unter diesen Anderen die Reichsten. Immerhin sind sie ursprünglich den Agilolfingern in Bayern oder den Vorgängern (wahrscheinlich Vorfahren) der alten Welfen in Schwaben nicht so unbedingt an Besitzfülle überlegen, daß sich auf diese Uebermacht eine Herrschaft über das Volk gründen ließ, wie die Chlodwigs. Abhilfe wird in doppelter Richtung geschaffen. Erstens wird das regenerirte karolingische Königthum auf etwas ideellere Basis gegründet. Kirche und Recht müssen es stützen. Die Kirche, die Todesfurcht und Lebenshoffnung der Menschen sehr glücklich formulirt und in ihre Kontrolle gebracht hat, stellt die Macht, die sie dadurch über die Gemüther gewonnen, in den Dienst des Königs. In Deutschland erst unter den Karolingern. Die älteren Missionare in Deutschland waren Fanatiker, die nur das Reich und die Kultur Gottes im Auge hatten. Das Recht findet Verwendung zu einer Säule für das Königthum der herrschenden Dynastie durch die Kontraktion des Lehnrechtes aus dem uralten Treueversprechen plus Sondergrundbesitz. Aber diese neuen ideellen Grundlagen ihres Königsamtes genügten den Karolingern nicht. Zu der neuen verfassungsmäßigen Bastrung ihrer Königsgewalt kam eine materielle: im ganzen deutschen Land wurde mit genialer Rücksichtslosigkeit für sie neues Königsländ mit Beschlagnahme belegt, so daß sie bald wieder, wie einst die Merowinger, überragend reich waren.

Karl der Große war also reich wie einst Chlodwig. Nun ist es aber

ein Gesetz, daß mit steigender Kultur das Binden unverhältnißmäßigen Reichthumes an eine einzelne Familie immer schwerer wird; der Ausgleich vollzieht sich so, daß eine mehr oder minder große Anzahl die Herrschaft über die Andern gewinnt. Oligarchie, wenn nicht der Regierung, so doch der Macht, ist die natürlichste Verfassungsform des Kulturstaates. Das Reich Karls zerfiel äußerlich an seine Söhne, innerlich durch Auftheilung des Königsbesitzes an eine beschränkte Zahl von Großgrundherren; einerlei, in welcher Rechtsform: jedenfalls vertheilte sich die Verfügungsgewalt über Besitz, Renten und unfreie Einwohner schnell unter Viele.

Heinrich I, Otto I, Heinrich III sind nur Großgrundherren neben anderen, deren Besizmacht gar nicht immer nur kleine Bruchtheile der königlichen darstellt. Der römisch-christliche Weltreichsgedanke ist ja etwas sehr Herrliches, besonders für empfängliche Sekundaner oder Töchtertöchterinnen; oder für moderne Geschichtsgeden, die für irgend welches geistvolle Phrasengebäude von welthistorischen Ueberblicken Schlagwörter brauchen. Die Universalkirche als Grundpfeiler des deutschen Universalreiches ist gewiß eine wahre Glaubensstärkung in unserer gottlosen Zeit. Aber für jene alten Kaiser war doch die Hauptsache: so und so viel sichere Renten und hunderttausend Sklaven mehr als ihr mächtigster Unterthan. Damit ließ sich die Krone über Herzöge und Grafen, Städte und Bischöfe tragen; anders nicht. In dem großen Streit zwischen Barbarossa und Heinrich dem Löwen ist für die neue Geschichte wenig von der alten Romantik übrig geblieben. Sogar den Anfall des Kaisers vor dem Welfen, den gewiß noch tausend Schulmeister fröhlich weiter erzählen, hat man uns zur Legende verdorben. Der ganze Streit war nur, weil der Kaiser keinen annähernd reichen Herrn neben sich dulden konnte. Noch war alleiniger Reichthum unbedingt notwendige Stütze des Herrscherthumes. Unter Barbarossa finden wir übrigens wieder einmal einen Versuch, die Kaiserthum von der finanziellen Präponderanz des Kaisers unabhängig zu machen; sie auf einen Rechtsboden zu gründen. Wie unter Karl dem Großen. Man ist über diese neue staufische Verfassung nicht sehr klar. Bald nennt man sie Rekonstruktion, bald endgiltige Beseitigung der karolingischen. Sie läßt sich nicht, wie die Verfassung Karls, aus sauber systematisirten, modern anheimelnden Gesetzen einfach ablesen, sondern muß aus Zuständen erkannt werden. Das erfordert viel mehr Blick und Nachdenken und universellere Schulung; peinlich. Deutlicher ist zu sehen, daß dem Kaiser Barbarossa die rechtliche Rekonstruktion seines Kaiserthumes eben so wenig genügte wie Karl dem Großen. In Europa war damals ein Staat, der an keine Rassenheit gebunden war; eine Herrschaft weniger bevorzugten Herrenfamilien über ein kleines Land und ein großes Meer. Den südlichen Normannen war unterthan nur Sizilien und Neapel; aber ihre Schiffe diktirten Krieg und Frieden, Politik und Tribut

weit über diese italienischen Länder hinaus. Diese Normannengewalt vermochte Barbarossa zu einer Stütze des Kaiserthrones zu machen. Die deutschen Grundherren wie der Papst fühlten die Bedeutung der Politik; und ihre Wuth und Gegenagitation war so gründlich, daß wir noch heute über den jammervollen Einfall des genialen Schwabenkaisers in nutzlosen Bedauern die Hände ringen. Zunächst war der Erfolg glänzend. Heinrich VI hat durch eine bloße Gesandtschaft den Kaiser von Konstantinopel gezwungen, Deutschland Tribut zu zahlen. Das war, scheint mir, der Gipfelpunkt deutscher Weltpolitik im Mittelalter. Und es war nur die erste Frucht vom reifen Baum deutscher Kaiservormacht; nicht nur vor deutschen Herren, sondern vor allen Königen der damaligen Welt. Keiner verfügte auch nur annähernd über solche Weltmachtmittel. Da starb Heinrich und die Verwirrung, die nach seinem Tod eintrat, gab den eifersüchtigen Gegnern in Deutschland Gelegenheit, diese Position anzugreifen. Zugleich dirigirte das eifersüchtige Ausland eine feste Abenteurerbande (Deutsche thaten fröhlich mit) gegen Konstantinopel, das natürliche Ziel aller europäischen Machtausdehnung bis heute.

Der vierte Kreuzzug ist die bestgelungene politische Intrigue des Mittelalters, — aber auch weiter nichts. Philipp von Schwaben war gerade unter großen finanziellen Opfern so weit mit Otto dem Vierten fertig geworden, daß er daran denken konnte, im Orient in die Weltmachtspfade seines Bruders einzulenken: da fiel er durch Neuchelmord.

Was in Deutschland den Kaisern an Besitz geblieben war, fand Friedrich II vergeudet, fast bis auf den letzten Rest. Er fand nur hellen Jubel, als er in sein Vaterland kam. Davon kann kein Kaiser leben. Drum spannte er die Finanzkräfte Siziliens stärker an. Denn auch er begab sich auf den traditionellen Weg zur Macht: er mußte reicher sein als alle Andern und Demen, die ihm an Vermögen allzu nah kamen, ihre Erwerbsquellen abschneiden. Der Kampf, der folgt, ist der denkwürdigste der deutschen Geschichte; der Kulturkampf eines aufgeklärten, genialen Staatsmannes gegen die christliche Kirche. Diese Kirche, die so wundervolle Machtmittel hat, weil sie im Stande ist, gerade die besten Gefühle der edelsten Naturen für praktische Machtzwecke finanziell auszubeuten. Die Kirche hat gesiegt. Nie wieder fand sich ein Friedrich II, ihr entgegenzutreten; drum herrscht sie noch heute über Staat und Sitte, ob auch alle klaren Geister der Welt über diese lächerliche Herrschaft, die naive menschliche Vollkommenheitssehnsucht so weise zu mißbrauchen versteht, empört sind. Die britische Encyclopädie nennt Friedrich den Zweiten den größten Mann des Mittelalters; die französische den ersten seiner Zeit. Wir lernen in Sekunda oder Prima, daß er Deutschland vernachlässigte und Sizilien allein liebte und daß er ein gottloser Mann war, der bei orientalischen Tafelfreuden und Saitenspiel Gedichte machte und schöne Mädchen

liebte, die nicht einmal getauft zu sein brauchten. Schade, sagte mein Geschichtslehrer, daß ein solcher Mensch im Ruffhause saß, nicht der ehrenfeste Barbarossa, der doch viel besser dazu gepaßt hätte, 1870 von Bismarck geweckt zu werden.

Die Kirche, die damals den jesuitischen Geist in sich aufnahm, zog nach der Vollendung ihres Triumphs, der Hinrichtung Konrads, in die frühliche Knechtschaft nach Frankreich. Aufgebaut hatte sie nichts, wie einst jener Hildebrand, der mit Heinrich dem Vierten in heiligem Glaubenseifer um Prinzipien stritt. Sie hatte nur zerstört. Das genügte ihr. Denn sie blieb als einzige Macht mit universalen Mitteln übrig. Mit der Person des Kaisers aber und dadurch mit dem Staufernamen blieb weit über Deutschlands Grenzen hinaus der ideale Traum von einer persönlichen Freiheit des Menschen verbunden.

Von den späteren deutschen Kaisern verfügte erst Maximilian wieder über Weltmachtmittel. Die Basis war gut. Das geringere relative Besitzübergewicht des Kaisers wurde durch die Stärkung des Amtsgedankens kompensiert. Die Krone brauchte mit ihren Beamten nicht mehr als mit einer launischen Gefolgschaft zu rechnen, sondern verfügte über sie wie über lebendige Schachfiguren. Wieder mißlang das deutsche Weltmachtspiel. Nicht die Kirche diesmal, sondern der Drang nach geistiger Emanzipation des Einzelmenschen verdrängte Alles für Deutschland, weil er zwar die Welt in einen Taumel fortwühlte, aber seinen Freiheitwillen nicht bis zu den letzten Konsequenzen, der endgültigen Befreiung von geistlicher Vormundschaft, durchzuführen vermochte. Die Folge: Streit der neuen Sekten; Regeneration der alten Kirche, Glaubenskriege, Weltenbrand. Die großen und kleinen Herrscher retteten daraus den Absolutismus, die bedenklichste und für die Dynastie gefährlichste Form dynastischer Vormacht, die freie Verfügung über die Landessteuern, also über alle Privateinkünfte. Bis auf das heitere Bestehen in Mecklenburg sind nun auch diese Machtfreunden dahin. Mit dem Tode des alten Reiches ist die alte deutsche Kaisersehnsucht nicht erloschen; doch wir haben sie ja längst gestillt: schöner und stolzer als je steht das Reichsgebäude. Seines Herrschers Wort schuf sich Gehör im Rath der Völker wie noch nie. Seine Kultur beherrscht die Welt... Wirklich? Versichert wird es offiziell und offiziös und ich bin überzeugt: viele kluge, treue Deutsche glauben es ehrlich. Aber mein nörgelstüchtiger Skeptizismus zwingt mich, zu fragen: Wo ist denn die materielle Basis? Ohne solche Grundlage wäre Weltmacht jeder Form, auch ganz ideale, ein Kartenhaus. Nun: die Grundlagen sind vorhanden; es giebt eine Basis für deutsches Stimmrecht im Weltconcern. Nur: es ist nicht der Kaiser, der über diese Machtmittel verfügt, wie ehemals seine Vorgänger im Titel. Aus jedem Staatshandbuch kann sich Jeder berechnen, worüber etwa der Kaiser frei disponiren kann. Lächerlich wenig ist's, wenn man bedenkt, daß über den größten Theil seiner Einnahmen im Voraus fest verfügt ist. Will er nur ein Schloß

restauriren oder eine neue Kaisernacht haben, so braucht er Minister, die beim Volk für ihn bitten. Duzenden von Multimillionären wäre all Das ein Butterbrot. Das braucht nun nicht zu schaden. Ein Kaiser, der so reich ist, daß er, ohne sein Volk zu fragen, thun kann, was er will, bis zur Entscheidung über Krieg und Frieden, wäre heute unleidlich, unmöglich. Unser Kaiserthum ruht auf einem Vertrag. Das Volk hat dem Herrscher genau diktiert, was er selbständig bestimmen darf: nur Harmlosigkeiten, wemms richtig gehandhabt wird, ganz entsprechend den materiellen Gewaltgrundlagen, über die der Herrscher verfügt. Geld genug, sich mindestens eben so viel Lebensgenuß zu verschaffen, haben Viele neben ihm; Jeder darf erwerben, was er gerade will, was alter und neuer Luxus bietet: Schlösser und Reisen, Jagd und Feste und ländliche Freuden, Weiber und Kunst und Glanz aller Art. Aber da ist ein Zwiespalt: wir werden regirt, als ob ganz im Gegentheil der Kaiser die ungeheure Uebersülle alter Kaisermacht noch zu seiner Verfügung hätte, als ob sein Amt nicht ein durch Vertrag verliehenes wäre, sondern ein altererbtes materielles Uebergewicht über alle und jede individuelle Gewalt irgend eines Unterthanen hätte. Und Das allein ist nicht das Typische für die gegenwärtige Lage im Vergleich zu der im alten Reich oder zu der, die Bismarck schaffen wollte. Der charakteristische Unterschied liegt darin, daß die Anderen, die heute die Oligarchie der thatsächlich Gewaltigen bilden, alles Interesse haben, diese Regierung, die ohne entsprechende Grundlagen sich absolutistisch geberdet, in ihrem Gebahren zu stützen. Diese Oligarchie zu nennen, ist nicht ganz leicht. Denn sie macht keinen Stand aus; und Ständen allein sind wir nach unserer historischen Erziehung gewöhnt, Sonderstellung vor den Gesetzen zu gewähren. Täglich wechselt ihr Kreis. Denn ihr Wille zur Macht ist nicht an irgend ein Prinzip oder politisches Ziel gebunden, sondern ist einfach Wille zu Reichthum. Der hat von selbst die Macht in Händen und hat deren genug, verhält sich ganz ruhig und politisch passiv, so lange seine Reichthumsquellen nicht versagen. Erst wenn sein Erwerb gestört wird, tritt er auf und zwingt die stolze Germania, ihm zu Willen sein. So lange die Politik ihn ruhig seine Schatzkammern füllen läßt, ist ihm alle Arbeit der Minister, Regierung, der Gerichte, Schulen und Kirchen ganz gleichgiltig. Unpersönlich ist diese Oligarchie im höchsten Grade. Gesellschaften zum großen Theil, juristische Gedankengebäude, die über Hunderte von Millionen und Tausende von Familien Gewalt haben; die, da sie Alle das selbe Ziel haben, automatisch zusammenhalten, sobald es sich um Staatsleitung handelt. Denen Alles recht ist, was ihnen nützt, alles Andere gleichgiltig. Unpersönlich wie die objektiven Ziele dieser Oligarchie ist auch ihr System. Größtmögliche Volksausaugung unter Ablehnung aller Verantwortung. Die mag die Gesellschaft, der Staat tragen, den man sich theuer genug mit Steuern erhält. Was kann

einer solchen Oligarchie lieber sein als eine Staatsleitung, die alles persönliche Odium auf sich nimmt? Jeder geht seinen Weg des Genießens und des Erwerbens still weiter; und Einer, der alle Ehrfurcht vor dem uralten monarchischen Gedanken in sich vereint, übernimmt, Alles durchzusetzen, was für die Zwecke der Anderen nöthig ist. Je drastischer, je impulsiver er dabei auftritt, um so besser; nach dem modernen Prinzip der Kellame. Und daß er einmal eigene Pläne durchsetzt, ist keine Gefahr. Er hat ja nichts von der Macht, die einst in alten Zeiten Kaiser zierte. Er hat sein Amt; nichts leichter als der Versuch, das Rechtsgefühl des rechtlich denkenden Volkes gegen ihre Spitze mobil zu machen: dafür ist ja die Verfassung da, die dem Kaiser seine Rechte strikt zumißt und bei jeder eigenen Negung von Ideen betont werden kann, wenns nöthig ist. Nur keine politischen Ziele! Die Männer, die das Reich schufen oder das damals Geschaffene erweitern möchten, mögen ihre Ideale austräumen; nur nicht damit in die Politik! Weltmacht ist ein nettes Wort. Mag man damit spielen; nur nicht Ernst machen. Alle Störung ist zu vermeiden. Das ist der wahre Geist des Friedens, der zur höchsten Kultur führt. Denn diese höchste Kultur ist, daß die Oligarchie der Reichen ruhig allem Genuß leben kann. Gleichheit Aller ist Utopie; aber jene Gleichheit, die nicht nach Vorfahren noch Vorleben noch Gesundheit noch persönlicher Tugend fragt, sondern Jedem gleiche Macht giebt, sich Andere dienstbar zu machen, der über eine gewisse objektiv gleiche Summe von Kredit verfügt: ist Das nicht in ihrer Unpersönlichkeit eine ganz ideale Machtvertheilung? Die herrscht heute. 1806 hatte die alte Kaiservormacht ausgespielt. Dann hat Preußen versucht, sie auf der Grundlage einer politischen Idee zu konstruiren. Eine Kaisermacht gegründet auf eine Idee! Unglaubliches Beginnen. Lächerlich einfach. Der Titel ist geblieben, die Macht ist in besseren Händen. Nun geht Alles gut. Das Volk ist fleißig wie noch nie und bekommt dafür (kostspielig genug) von Zeit zu Zeit ein neues Versicherungsgesetz. Versicherung der Mägde und Arbeiterinnen gegen uneheliche Kinder ihrer Dienstherrn ist ja wohl das zunächst zu Erwartende. Die Gerichte arbeiten mit der erwünschten relativen Objektivität, einerlei, ob sie sich dadurch noch so unpopulär machen. Kunst, Kultur blühen schon deshalb, weil sie das Leben verschöneren. Man muß nur zu den Mächtigen gehören: dann sitzt man beim ruhigen Wahl, läßt sich auf dem politischen Theater nach seiner Flöte vortanzen und nimmt großmüthig auch ein paar Seitensprünge nicht übel. Früher war im Reich ein einziger Mann, der Das konnte; heute sind ihrer Viele. Das ist unser Fortschritt über die Machttraditionen des ehemaligen römisch-deutschen Kaiserthumes hinaus: gegenüber krankhaften Utopien des Ehrgeizes eine leicht zufriedene, gesunde Realität. So weit ist Deutschland heute.

Montreux.

Dr. Otto Freiherr von Dungern.



Gespräche mit Anzengruber.

Nach Anzengrubers Tod fing ich an, Anzengruber-Erinnerungen niederzuschreiben. Wenn es dann manchmal schien, als seien sie erschöpft, so war Das nur ein Fehler des Gedächtnisses. Ein neunzehn Jahre langer intimer Verkehr mit solchem Menschen ist doch inhaltreicher und nachwirkender, als man anfangs selbst meint. So bin ich neuerdings einigen Erinnerungen begegnet, die mir wesentlich und bezeichnend genug erscheinen, um sie der Öffentlichkeit, besonders aber Anzengruber-Forschern, vorzulegen. Daß die Gespräche nach vielen Jahren sich nicht immer wörtlich geben lassen, versteht sich. Für die Richtigkeit der Gedanken, der Charakteristik kann Jeder bürgen, der diesem Mann nahzusehen den Vorzug hatte.

I. Anzengruber und der Rezensent.

„Herrjeses! Wenn ein Rezensent Stücke beurtheilt, die er nicht gehört und gesehen hat: wie soll er da ein Urtheil abgeben können, das sich hören und sehen lassen kann!“ So schrieb mir Ludwig Anzengruber nach Graz, als ein Theaterkritiker seinen „Weineidbauer“ abgethan hatte. „Wieder die alte Deier von zweien Liebesleuten, die sich heirathen möchten, und von den Alten, die nicht wollen. Ein zweites Mal wird das Haus füglich leer bleiben, denn unsere Bevölkerung hat Besseres zu thun, als sich darum zu bekümmern, ob der Großknecht des Kreuzweghofbauers die Broni kriegen wird oder nicht.“ So ähnlich hatte die Kritik gelautet, die von einem literarisch bestrehten Studenten, allerdings zur „Aushilfe“, geliefert worden war.

Ein paar Wochen nach dieser kaltblütigen Hinrichtung eines der gewaltigsten deutschen Dramen kam Anzengruber nach Graz. Wir machten zusammen einen Spaziergang durch den jungen Stadtpark, der damals seine dünnen, schlanken Gerten aufrechte, wo jetzt die knorrigen Bäume stehen. Anzengruber war noch kurz vorher auch so ein Keis gewesen, das jenes Rezensentlein mit einem einzigen Handgriff im Garten der deutschen Literatur austrupfen wollte. Aber siehe: schon stand die Weieeneiche da, die den ganzen Dichterwald überragte.

Wir unterhielten uns lustig über die Rezension; aber weil ich damals magenleidend war, ging mir mitunter der Humor aus.

„Mergerlich sind solche Zeitungsgeschwätze“, sagte ich.

Er blieb stehen; durch die dunkelnden Brillen, die ihm auf der scharfgebogenen Nase saßen, guckte er mich an und sagte: „Mergerlich? Sieht dieses Wort in Ihrem steierischen Volkswörterbuch? Ich glaub's nicht. Das Wort sollte ein Volksdichter gar nicht kennen.“ Anzengruber war anfangs nicht gerade leicht zum Sprechen zu bringen; aber wenn er einmal sprach, langsam, mit seiner tiefen Stimme scharf betonend und pointirend, dann war es der Mühe werth, ihm zuzuhören.

„Drei Dinge kuzoniren uns“, fuhr er fort: „physischer Schmerz, Kummer und Merger. Die ersten sind Löwen; der Merger ist ein Windhund. Und doch belästigt er uns am Meisten, wenn man das Mistvieh nicht zum Teufel jagt. Nein, für das Beest muß man nicht zu haben sein. Man laßt was gehen und härtet sich ab. Sie ärgern sich da über einen grünen Jungen, der in Ermangelung eigener

Fegung auf fremdem Feld faule Halme sammelt. Lieber Freund! Da kann man in Wien ganz andere Sachen erleben.“

In Wien, meinte ich, könne er mit den Zeitungskritiken doch zufrieden sein. Dem Hamerling gehe es dort viel schlechter. Jedes neue Werk von ihm müsse durch die Wollzeile (Zeitungsgasse) Spießruthen laufen.

„Die Zeitungen schaden nicht viel“, antwortete Anzengruber; „höchstens macht das beständige Loben dem Publikum einen Autor langweilig. Das heißt man: einen Dichter auf warmem Weg auflesen. Uebrigens hat die Lesewelt lange Hände und greift um den bissigsten Zeitungsrezensenten herum nach dem Buch. Beim Theater ist Das anders; da kann Ihnen ein einziger Lump den ganzen Weg zum Publikum verfehlen. Die Operettenleute sezt: wie sie huschen und zischeln und Ränke schmieden, um den Volksstückdichter nicht aufkommen zu lassen! Was es beim Theater für Trugschleicherei giebt, davon haben Sie keine Ahnung.“

„Wie halten Sie es mit einem Rezensenten, der Sie so recht mit aller Bosheit oder Dummheit zersezt?“ fragte ich.

Er lachte. „Mit einem solchen halte ichs gar nicht. Es giebt unter den schlechten Kritikern ja zweierlei Gattung. Die ehrlichen und die hundsjöttischen. Den ersten kann man, ist man ja wohl gelaunt, einmal schreiben, ihnen ihre Mißverständnisse und Fehler vorhalten. Wenn man sie achtet. Ist aber besser, man thut nichts. Niemand ist so empfindlich gegen Kritik wie der Kritiker. Die hundsjöttischen, nun: Die schweigt man tot. Sie sind ja bald hin. Sie sezen schon auch instinktiv nichts Anderes voraus als das Schweigen der Betrachtung.“

Während dieses und ähnlichen Gespräches ging von der Kaffeehauspromenade her ein junger Mensch an uns vorüber, der mich grüßte. Ich erkannte in ihm den grimmen Rezensenten des „Reineidbauer“ und theilte Das meinem Begleiter mit. Ob er nicht seine Bekanntschaft machen wolle, fragte ich neidend.

„Wenn Sie sich mit ihm unterhalten wollen“, antwortete Anzengruber: „ich will derweil hinterdrein gehen mit meinem Freunde Gruber.“ Ludwig Gruber war anfangs nämlich des Dichters Deckname. Unter diesem Namen war er auch als fahrender Komoediant in den Schmierern zu erfragen gewesen. Ich überließ ihn also „seinem Freunde Gruber“, machte mich an den Heinen Zeitungschreiber und begann mit ihm ein Gespräch über das neue Bauerndrama. Anfangs wollte er ausknEIFEN, um auf einen anderen Gegenstand überzuspringen. Ich aber ließ gerade einmal nicht locker. Da erklärte er rundweg, er sei kein Freund dieser räheseligen Schnupstückerdramatik; man habe schon an der Birch-Pfeiffer genug; wenn nun auch diese Dorfgeschichtenverzapfer ansingen, mit ihren blöden Bäuerinnen und bigotten Bauern Stallunggeruch auf die Bühne zu bringen, dann müsse man den Aufentempel einmal gründlich austrüchern, und zwar mit hartem Kraut. Hinter uns hörte ich ein Rafenschnauben, das wir später bei Anzengruber so oft zu hören bekamen, wenn ihn etwas Besonderes aufstieß. Ich ließ meinen Rezensenten weiter an. Ob denn dieser „Reineidbauer“ wirklich so unter aller Kritik sei. Da wäre man doch begierig, wenigstens die Fabel zu hören.

„Herr, es ist wirklich nicht der Mühe werth!“ versicherte der junge Mann.

„Aber die wiener Presse hat ja mit größtem Respekt, sogar mit Begeisterung dieses Stück besprochen.“

„Die wiener Presse! Ich bitte Sie! Da ist ja Alles Coterie unter einander.“

Hinten schraubte es stärker.

„Im vierten Akt soll ja eine so großartige Szene sein“, sagte ich.

„So lange bin ich gar nicht geblieben“, antwortete der Rezensent leichtsin.

„Wissen Sie, ich sprang an dem Abend nur für den Doktor R. ein, der verhindert war. Und offen gesagt: nach den ersten Szenen hatte ich genug. Dann ging ich zu Kollegen ins Bierhaus.“

Kun war Der von hinten und an der Ferse. Der kleine Zeitungschreiber erschvat, als dieser Mann mit dem mächtigen Haupt und der auffallenden Adlernase neben ihm stand. Anzengruber hielt ihm die Hand hin und sprach sänftiglich: „Junger Mann, Ihre Aufrichtigkeit ist eines Handschlages werth. Sie waren gar nicht in meinem Stilk, das Sie kritisiert haben!“

Nicht oft habe ich ein so jämmerliches Gesicht geschaut, wie das vom strengen Rezensenten jetzt war, als er merkte, vor ihm stehe der Dichter des „Reineidbauers.“ Eine Menge Sätze der Entschuldigung begaun er zu sagen, kam aber bei keinem über die ersten Silben hinaus. Sein Antlitz spielte fleißig in allen Farben. Da befahl den Dichter ein menschlich Nühren. Er legte ihm die Hand auf die Achsel und sagte freundlich: „Lassen Sie sich einen guten Rath geben, mein Herr: bleiben Sie beim Bier!“

Damit war der Kleine wohlwollend entlassen. Er scheint den Rath des Dramatikers beherzigt zu haben; wenigstens hat man auf geistigem Gebiet nichts mehr von dem Manne gehört.

II. Abstammung.

Ein anderes Mal mit Anzengruber auf einem Spaziergang. Wir verschmähten das „Fachsimpeln“ nicht, weil ja der Mensch am Liebsten davon spricht, wovon sein Wesen erfüllt ist, und uns die Poesie nicht Handwerk, sondern Lebensnerv war. Wir plauderten über dichterisches Schaffen und über dichterische Stoffe. Da äußerte ich, daß er in Oberbayern gelebt oder doch viel mit oberbayerischen Bauern verkehrt haben müsse. Seine Bauerngestalten erinnerten sehr an diesen Schlag.

Er septe auf die scharfgebogene Nase seinen Zwider und sagte: „Oberbayern? Nein. Ich habe eigentlich mit Bauern überhaupt nie verkehrt. Wenigstens nicht näher.“ Als er darüber meine Verwunderung merkte: „Ich brauche Das nicht. Brauch' so Einen nur von Weitem zu sehen, ein paar gewöhnliche Worte zu hören, irgend eine Geste von ihm zu beobachten: und kenne den ganzen Kerl aus- und inwendig.“

„Sonderbar!“

„Lieber Freund,“ sagte er, „Sie wissen es ja selbst. Alle äußeren Gelegenheiten und Anlässe sind nur Hebammen. Gebären muß der Dichter aus sich heraus. Was Bauern! Ich bin Großstadtmensch. Aber wenn ich, wie Sie sagen, besser Bauern dichten als Stadtkent dichten kann, so mag Das wohl im Blut siedeln. Oder in irgend einem Knochen, wie eine vererbte Gicht. Meine Vorfahren von der Vaterseite sind oberösterreichische Bauern gewesen. Na, und so was rumort halt nach.“

Da erinnerte ich, daß ein großer Theil Oberösterreichs vor langer Zeit noch zu Bayern gehört hat. „Da sind Sie am End' doch von bayerischer Abkunft.“

„Von bayerischer oder von bauerischer oder von Weiden, ganz wie Sie wollen. Alles in Gnaden bewilligt.“

Ein ganzer Mensch, der er war, legte er auf „Kunst“ kein Gewicht. So Einer stammt von Allen und ist für Alle.

III. Ein Sturm.

Anzengruber und ich waren in Vielem ganz verschiedener Meinung. Wie es zwischen Freunden schon zu gehen pflegt, natürlich. Die gleiche Meinung zweier Menschen in Allem fördert keinen und wird nach beiden Seiten hin langweilig. Die Verschiedenheit der Anschauungen hatte zwischen Anzengruber und mir manches ernste, tiefergehende Gespräch zur Folge, aber auch manche netzliche Klänkelei. Ernstlich erregt haben wir uns nur in einem einzigen Fall.

Das war im December 1881, am Tage nach dem Ringtheaterbrand. Ich hatte die rauchende Brandstätte gesehen und die schwarzen, verkohlten Gegenstände, die Polizeileute und Feuerwehrmänner aus dem Schutte hervorgeholt, in Schulfarren oder auf der Achsel davongetragen hatten, Gegenstände, die nichts Anderes waren als verbrannte Menschen. Ich hatte die furchtbar aufgeregte Bevölkerung von Wien gesehen, die wütheliebenschaftlichen Reden im Gemeinderath gehört, bei denen rathlos und heftig unter gegenseitigen Anschuldigungen darüber verhandelt wurde, wie man die vielen Hundert Leichen bestatten solle. Wien war wie im Fieberdelirium. Wir bangte und ich wartete dem Abend entgegen, da eine Zusammenkunft mit ein paar Freunden in der dreherischen Bierhalle (Operngasse) verabredet war. Diese Freunde waren Ludwig Anzengruber und Friedrich Schlägl. Schlägl saß schon hinter dem Pfeiler an dem für uns bestellten runden Tisch. Er konnte kaum sprechen, hatte Thränen im Auge und sagte ein ums andere Mal: „Armes Wien!“ Ich empfand ihm nach; mich erbarmte Wien an diesem Tage unsagbar. „Was noch lebt, Das zerfleischt sich“, murmelte Schlägl, auf die erregte Gemeinderathssitzung und auf die leidenschaftliche Sprache der Presse hinweisend, die ihre furchtbaren Anklagen erhob gegen Behörden und Organe, deren Nachlässigkeit das unerhörte Unglück verschuldet hatte.

Dann kam Anzengruber. Langsam und behäbig schritt er zwischen den Tischen heran, den weichen, breitkrämpigen Filzhut auf dem Kopf, den Stock fest in den Boden stemmend. Dann hing er seinen Hut und den grünen Ueberrock an den Ständer, putzte mit dem Sackuch seine schweißenden Augengläser, kühlte sie auf die scharfgebogene Nase und blickte fast trotzig um sich. Er setzte sich an unseren Tisch, bestellte Bier und ließ sich den Speisezettel geben, den er von oben bis unten aufmerksam studirte. Im Uebrigen war er wortfarg, bis Schlägl ihn anließ mit der ganz leise gesprochenen Frage: „Was sagen Sie dazu?“ „Jetzt san mer fertig mit der Komodiepielerei!“ rief Anzengruber. Duster starrten wir auf unsere Biergläser. Nach einer Weile fand er seinen ruhigen, sarkastischen Ton wieder und sagte mit hoher, dünner Stimme: „Da hätten wer a Krematorium für Theaterbesucher. Jetzt könnens Alle ihre Buden zupferren.“

Schlägl ließ sich die Zeitungen kommen und machte auf mehrere Leitartikel aufmerksam, die in geradezu revolutionärer Weise Sühne forderten. Die Anklagen gegen die leitenden Persönlichkeiten, ja, selbst gegen die Bevölkerung von Wien waren so ungeheuerlich, daß ich mein Bedenken dagegen aussprach. „Soll denn die Bevölkerung, die ohnehint kopflos ist, an diesem Tag noch mehr aufgeregt werden?“

Da hieb Anzengruber mit schwerer Faust auf den Tisch und schrie: „Ja

und tausendmal ja! Bis zum Wahnsinn sollen die Leute getrieben werden, bis zur Empörung! Anders ist dieser österreichischen Schlamperei nicht beizukommen. Wenn die Zeitungen Feuer, Schwefel und Petroleum haben: jetzt sollen sie über die Dächer dieser Stadt ausschütten. Natürlich meine ich nur bildlich“, setzte er in gutmüthiger Weise, gegen mich gemendet, hinzu. „Das sei zum Trost unseres friedliebenden Freundes gesagt.“

„Also die Zeitungen sollen noch mehr zetern und hehen?“ fragte ich.

„So viel sie vom Mund oder von der Feder bringen können. Dem Herrschaften muß einmal die Wahrheit gesagt werden, aber so, daß sie ordentlich durch die hohlen Schädel schallt.“

„Das mögen sie ja thun; aber jeden Tag. Nicht nur heute und morgen.“
„Einverstanden.“

„Heute und morgen ist es ein ohnmächtiges Gefammer, das nur verwirrt. Heute ist Beruhigung am Platz. . .“

„Der Teufel hole alle Beruhigung!“ rief Anzengruber; „er kann Hockröhre daraus kochen, aus der Beruhigung.“

Und ich: „Gestern haben wir ein Zeichen gesehen, das nie und mit nichts überboten werden kann. Glauben Sie, daß dieser Brand, dieser grausige Pestomnibenz keine Wirkung haben wird? Dann wirkt das Zeitungsgeschrei erst recht nicht. Jetzt ist Alles auf, jetzt ist der Wodruf überflüssig. Wenn wieder zur Ruhe gekommen sein wird — in wenigen Wochen wird ja Alles vergessen sein und der Schlenbrian schläfrig und dumm weitertrotten —, dann sollen die Zeitungen mahnen und warnen, jeden Tag, den Gott vom Himmel giebt.“

Nun schien auch Schögl sein Mitleid mit den Wienern vergessen zu haben. Er stellte sich brummend auf die Seite Anzengrubers. Beiden konnte die journalistische Zuchttruthe über Wien nicht heftig genug geschwungen werden. Da wurde ich plötzlich unangenehm, nannte sie Freunde der Krakehlerei zu unrechter Zeit, Leute, die in gewöhnlichen Zeitläuften leichtsinnig in den Tag hineinlebten, die Schlamperei als wiener Gemüthlichkeit priesen und nachher in den Tagen des Unglücks nicht genug raisonniren könnten. Dann stand ich auf und ging fort.

Am nächsten Tag kreuzten sich zwei Briefchen zwischen mir und Anzengruber. Wir baten einander um Verzeihung wegen der „Heftigkeit“; aber wer Recht hatte, ob Keiner oder Beide: Das wurde nicht entschieden. Die nächste Zusammenkunft war wieder in alter Herzlichkeit und Fröhlichkeit.

IV. Die Kanaillen! Wenn sie nicht wüßten!

Eines Abends waren wir wieder einmal in der „Birne“ gesessen, einem Gasthaus in der Mariahilferstraße zu Wien. Anzengruber hatte sich zuerst eingefunden und, um die Zeit zu vertreiben, sich mit Manuscriptlesen beschäftigt. Als Redakteur des „Figaro“ mußte er allwöchentlich mehrmals einen „Schippel“ österreichischer Politik-, Juden- und Pfaffenwize durchlesen und wohl auch selber fabriziren; eine reizende Beschäftigung! Es war kein Wunder, daß wir später Ankommenden an unserem Freunde ein wüthendes Gesicht mit geschwollenen Stirnadern, rollenden Augen und der zuckenden Nasenspitze vorfanden. Wir thaten auch noch ein Uebriges und machten bittere Bemerkungen über die Bladerereien eines Wigblattredakteurs, der seine Zeitgenossen mit dem Phosphoreziren politischer Faulheit er-

göhen muß, während er Blig und Donner schleudern sollte. Der Dichter aß und trank und aß und trank. Dann beugte er sich nach vorn, stützte die Ellbogen auf den Tisch, rauchte seine lange dünne Cigarre, schnob manchmal durch die Rafe und war schweigsam. Sonst hatte er in Freundeskreis seine Vergrämung scheinbar vergessen; heute blieb er in sich versunken und gab zu unseren Gesprächen nur selten seinen bestimmenden Brummer.

Spät nach Mitternacht gingen wir in ein Kaffeehaus. Dort griff Anzengruber nach einem Morgenblatt, das schon erschienen war, las die Theaterzettel und schnob. Dann nahm er das Blatt langsam in die Faust und schob es über den Tisch hin, als wäre es ein Stein. Saß wieder schweigsam da und rauchte. Plötzlich hob er sein Glas Knidebein, trank es auf einen Zug leer, stieß das Glas auf den Tisch und rief mit scharfer Stimme: „Die Kanakken! Wenn sie nicht wüßten!“

Bald darauf brachen wir auf, um nach Hause zu gehen. Mich begleitete ein Freund bis ans Hotel. Unterwegs sprachen wir über des Kirchfelders schwere Verstimmung und ich fragte, was er denn mit seinem Ausruf im Kaffeehaus etwa gemeint haben möchte.

Mein Begleiter antwortete: „Anderen Dichtern passiert es, daß sie einfach nicht erkannt werden. Man weiß nicht, was sie bedeuten. Man läßt sie verkümmern und zu Grunde gehen. Erst nach ihrem Tod rührt sich; man sieht ihre Größe, man baut ihnen Denkmale, man reiht sie zu den Unsterblichen. Anders bei Ludwig Anzengruber. Schon mit seinen ersten Dramen hat er Alle von seiner Größe überzeugt und die Blätter haben tausendmal seine Kunst gerühmt. Die Wiener besonders wußten, was sie an ihm hatten; aber die lästerne Operette schmeckte ihnen allmählich wieder besser als die herbe Gestaltung und Weisheit Anzengrubers. Sie ließen ihn links liegen. Die Blätter fingen an, ihn geringschäßig zu behandeln, und vergaßen sein, während es bei ihrem Einfluß gewiß ein Leichtes wäre, ihn zu halten. Anzengrubers Stücke finden keine Bühne; als Zeitschriftenredakteur, wie es schließlich jeder Journaljüngel zusammenbringt, als Macher eines Wigblattes muß er sein Auskommen suchen. Die Wize, die er für den ‚Figaro‘ machen muß, dürfen kaum je gesammelt werden. Wie viele herrliche Dramen hätte uns dieser Mann in den letzten zehn Jahren geschrieben, wenn man ihm das Leben und Dichten möglich gemacht hätte! Ein verhängnisvolles Verhängniß, besonders von der wiener Presse, von den Bühnenleitern, von jenen weitmüthigen Gesellschaftsgrößen, die sich immer als Kunstfreunde, als Träger des liberalen Geistes ausspielen. Die Kanakken! Wenn sie nicht wüßten!“

Ihn erkennen und doch fallen lassen! Das war an diesem Abend so bitter durch des Dichters Seele gegangen. In mein Hotelzimmer gekommen, schrieb ich zur selben Stunde ins Notizbuch:

Der größte Tragiker seiner Zeit,
Er muß ein Wigblatt machen.
Ein tragischer Wig, bei meinem Eid!
Man möchte Thränen lachen!



Aus einem Rosengarten.*)

An der Sächsischen Schweiz, am Elbestrom, ragt ein schimmerndes Lustschloß aus seiner grünen Umgebung auf. Zwischen den vier chinesischen Flügeln liegt ein Rosengarten; gegen Winde geschützt, von der Sonne beschienen. Die Luft hier drinnen ist fast roth von Rosenduft, die Schildwache schläft auf der Sandsteintreppe und die grünen Dächer des Schloßes schmälern sich in den dunkelnden Sonnenschein hinein wie gekrümmte Lindwürmer.

Hinter dem Park steht der Lannenwald und hält die Winde beim Schopfe fest, damit sie nicht wie ungehämte Stiere die Abhänge hinabstürmen und die vornehmen Rosen bis auf den Tod erschrecken, die dort unten vom frühen Morgen bis zum späten Abend erblühen und schwellen und in dicken Sträußen von den hohen Stämmen herabhängen.

Die gelben sind die seltensten; einige sind so rund wie Sonnenblumen. Sie haben die Höhe in sich; sie glühen wie gelbrother Safran, wenn das ganze Blütenrad entfaltet ist. Die La France-Rose wiegt sich auf den langen Stengeln und rollt die blaßrosa Blätter auf. Die Monatsrosen halten sich an der Erde, streuen ihren Schmuck umher und zeigen zu früh die gelben Staubfüden; und dann sind da diese großen, dicken, rothen Rosenklumpen, die sich durch ein im Grunde ganz klebames Emboupoint bechwert fühlen.

In einigen Familien dort an der Treppe machen sich bei einem Theil der jüngeren Knospen deutliche Anzeichen von Degeneration bemerkbar; die Andern der weißen habe eine aristokratische Tendenz, schwach ins Grünliche hineinzuspielen, die rothen haben sich leider ein Wenig Lila in der Farbe zugelegt. In diesen alten Rosenfamilien findet man stets allerlei schlechte Elemente, die am Warm im Blütenfeld leiden und die deshalb die Familie, so gut sie kann, mit dem grünen Laub bedecken muß, das ihr zur Verfügung steht. So ein armer Rosenklingel mit angegangenem Kelsch kann übrigens ein ganz besonders feines Parfum an sich haben, durch das sich das blaue Blut in seinen Adern kundgiebt. Aber die Bienen und die Schmetterlinge machen einen großen Bogen und halten sich an die Rosenklumpen, die das Wieder stets ein Bischen lüften.

Dort am Springbrunnen steht eine abscheuliche rothe Partoufamilie, auf die all die Lila und Weißgrünen sehr von oben herabschauen. Was der Gärtner auch in diese Familie hineinsproßt: es hilft nicht. Namentlich die Töchter zeichnen sich durch ein hartes Fiegelsteintroth auf den Wangen aus; und wenn man genauer hinsieht, sind sie auch nicht ganz reinlich, sondern leiden an kleinen grünen Käusen in

*) Vor ein paar Monaten, als ich die Skizze „Prinzessin Marianne“ von Svend Leopold veröffentlicht hatte, schrieb mir ein Mecklenburger, der dänische Dichter habe in Einzelheiten geirrt. „Die mecklenburgische Prinzessin, die sich nach Kopenhagen verheiratete, hieß nicht Marianne, sondern Karoline; war die Tochter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz und widmete sich, als sie nach Neu-Strelitz zurückgekehrt war, Werken der Wohlthätigkeit. Sie hat das Karolinenstift geschaffen, für das sie bis an ihr spätes Ende mit selbstloser Hingebung sorgte, und ihr Andenken wird von den Landesleuten in Ehren gehalten.“ Vielleicht wollte der Däne die Wirklichkeit ein Bischen ändern; auch ein error in persona würde den Werth seines hübschen Bildchens nicht mindern.

der Friur. Diese Rosen stammen aus dem Garten des Gasthofes, wo sie Umgang mit Balsaminen und ähnlichem Gewächs hatten. Da aber kam Seine Majestät eines Tages vorüber und nahm sich gnädig und herablassend eines Zweiges an, der dann die Stammutter der Familie in dem königlichen Rosengarten wurde. Diese Stammutter bekam jedes Jahr sieben Knospen. Und da die Familie beständig an Umfang zunahm (wenn auch die Schönheit nicht damit Schritt hielt), fing der Gärtner an, ein Paar von den Degenerirten auf den Stamm zu pflropfen. Aber Das wurde nur Pflückerkrum; die Degenerirten verschmachteten und starben eines frühen Todes.

Doch keine von allen Rosenfamilien im königlichen Garten trug solche Lebenskraft in sich. Und die Bienen sagen nicht Nein, wenn es hier, in diesen Rosenbüschen, Etwas zu saugen giebt. Ist Das eine Verliebtheit in den Kronen! Ein ewiges Aus- und Einziehen von Wäßen vom Morgen bis zum Abend, ja, sogar bis in die Nacht hinein! Was sich dort unter den Laubmassen zuträgt, davon schweigt der Garten. Die Ziegelsteinrothen leben nicht lange im Knospenzustand; doch schweigen auch wir darüber!

Die Kronprinzessin von Sachsen, die jetzt Gräfin Montignoso heißt, pflückte früher jeden Vormittag eine Rose von dieser Familie. Wenn sie einen Spaziergang zwischen den Beeten machte, blieb sie gewöhnlich vor dieser lebensfrischen Blumenfamilie stehen, wo Alles von Wohlsein und Rosenlaune frohkte und zitterte, und sie strich den Ziegelsteinrothen über das Laub und lächelte in Gedanken. Aber die Vila mit den angekränkelten Wurzeln rührte sie nicht an; und sie ward betrübt, wenn sie die weißgrünen Damen und Herren sah, deren Ahnen bis in das sechzehnte Jahrhundert zurückreichen.

Die Gräfin Montignoso ward aus dem Rosengarten zwischen den vier königlichen Flügeln hinausgestoßen. Die Schildwache giebt genau Acht, daß sie nicht wieder hineinkommt und das Rosen-Jdhu hört. Sie ward aus der Thür des Königreiches gejagt und irt nun dort umher und weint, weil sie wieder hinein will. Sie sehnt sich jetzt nur nach den Degenerirten, nach den Vila mit der seidenen Haut und dem blauen Blut, nach den Weißgrünen mit den weichen, farblosen Stengeln, den Wurmsüchtigen und Aromatischen, nach all Denen mit den Ahnen aus dem sechzehnten Jahrhundert. Sie hat genug von Denen aus den Balsaminengärten des Gasthofes, von den Runteren und Blattrothen, von den etwas Bulgären mit den Häusen im Haar.

Als sie aus dem Garten hinausging, fort von Mann und Kindern und Krone und Herrlichkeit, wußte sie nicht, was sie that. Jetzt aber weiß sie leider nur allzu gut, was es heißt, innerhalb der Mauern gewesen zu sein. Sie liegt jetzt als Bettlerin draußen auf der Treppe und kann den feinen Duft von all der für immer verlorenen Bornehmheit da drinnen spüren. Und wenn die gelben Lakaien mit den silbernen Schüsseln vorübergehen, können sie hören, daß die königliche Hoheit von bazumal förmlich darum bettelt, nur hineingucken zu dürfen. Nur eine Sekunde hineingucken zu dürfen, — nur durch ein Schließelloch!

Ah, nur eine Sekunde!



Anzeigen.

Der letzte Kampf. Roman von Otto Rung. S. Fischers Verlag.

Dieses Buch konnte nur in diesem Augenblick geschrieben werden. Es ist das Ergebnis unserer neuesten Entwicklung. Ich wende den Begriff „Entwicklung“ nicht in der Weise der Menschen von heute an. Sie tragen ihn wie einen Orden, sie besteigen ihn wie einen Gipfel, von dem aus sie geringschätzend in die Vergangenheit und zudersichtlich in die Zukunft blicken. Ich deute den Begriff „Entwicklung“ nicht als ein Besserwerden. Ich deute ihn als das Anderssein, wie es sich im Fluß der Jahrtausende aus den Erscheinungen herausgewickelt hat. So daß wir heute Farben sehen, Töne hören, daß wir riechen, schmecken, fühlen, wie Die, die nur hundert Jahre vor uns lebten, noch nicht sehen, hören, genießen und empfinden konnten.

Otto Rung steht im Vordergrund dieses Entwicklungsbildes. Seine Sinne wissen von allen Erkenntnißmöglichkeiten. In seine Nerven münden alle Reize, alle Schmerzen gesteigerter Empfindlichkeit. Die Früchte Jahrtausende alter Forschung haben seinen Intellekt genährt. Sein Buch giebt davon Zeugniß. Es ist ein Spiegelbild der Zeit. Alles ist darin. Die Ueberhebung der Feudalen, das Soldatenehend, die Proletariatsdrohung, die Noth und die Verirrungen der Weibesseele, das Börsenspiel, die Judenfrage, der moderne Sport, das Raffinement der Technik. Und jegliche Kultur und jedes Laster. Das klingt, wenn man es aufzählt, verbraucht, wie der Leitartikel einer Tageszeitung. Der Dichter hat die oft benutzten Formen mit neuem Inhalt angefüllt. Worte, die zum Gemeingut herabgesunken waren, hat er neu geprägt. Sie haben jungfräuliche Kraft zurückgewonnen. Sie heben aus dem Schatz der Sprache die tiefsten, innerlichsten Werte.

Der Schauplatz des Romans ist überall und nirgends. Oft glaubt man, Stadt und Landschaft zu erkennen; gleich wirft die Phantasie verwirrend ihren Schleier auf die Gegend. Die Fabel ist in ihrem Umriß rasch erzählt. Ein verarmtes adeliges Geschwisterpaar, ein Offizier und seine wunderschöne Schwester, kämpfen um die verlorene Kasse. Er kämpft als überzeugter Junker, fanatisch, aber ehrlich. Ihre strupplos gebrauchten Waffen sind ihre Klugheit und ihr begehrendwerther Leib. Sie kämpfen gegen die Gewalt des Geldes, des Böbels und der fremden Rasse. Zwischen ihren Gegnern tobt der Kampf um Macht und Herrschaft weiter.

Wird er jemals ausgesprochen werden? (Der Titel „Der letzte Kampf“, wenn er richtig überseht ist, kann nur die Bedeutung des Momentanen haben.) Wer bleibt darin der Sieger? Wer der Unterlieger? Ist der Lieutenant, dem seine Leute nichts sind als Maschinen, die dem Antriebe einer eisenharten Hand gehorchen müssen? Ist der mißhandelte Soldat, der sich mit aufzudenden Gliedern auf dem Boden wälzt und aus dessen aufgerissnem Blick der Haß in Hunderte von Augen überspringt? Das Edelfräulein, das sein Liebesleben tötet, um Millionen zu erobern? Das Mädchen, das sich hingiebt und verlassen wird? Ist der neue Typ des Gentleman, der Schweineschlächter aus Amerika, dessen ausgefülltes Blut nur noch durch Sinnengier entzündet werden kann? Ist der Fremdling, der wie eine schwärmerische Reigung schweigend vorübergeht und unerkannt verschwindet? Der

Dichter sagt es nicht. Nirgends hört man seine Stimme. Er ist aus seinem Werk herausgetreten. Die Schicksale seiner Geschöpfe wachsen aus ihren Charakteren.

Losgelöst von ihrem Schilderer steht auch die anorganische Umgebung. Es ist, als hätte Otto Rung versucht, die unbelebte Umwelt außer menschlich zu betrachten und hinter die Erscheinung zu dem Ding an sich zu dringen. Die Straßen und die Häuser, die Kleinode, die Stoffe, die Sportweitzugge und die Möbel haben ihre selbständige Sprache, ihr eigenes Gemüth. Aus Höfen, Treppen, aus einem offenen Schreibtisch, aus einer halbgeschlossenen Thür strömt hoffnungslose Traurigkeit. Das alltäglichste Geräth führt ein Innenleben, das es von Seinesgleichen unterscheidet. Das giebt der gegenständlichsten Beschreibung eine seltsam quälende, geheimnißvolle Stimmung. Wirklichkeit und Mythik stehen unvermittelt bei einander. Wie im Leben. Unklar ist nur des Buches Titel. So lange die Handlungen der Menschen von Interessen ausgehen und zu Zwecken streben, kann ihr Kampf nicht enden. Auch der Roman hat keinen Abschluß. Während eines kurzen Waffenstillstandes der Parteien bricht er ab. Der Titel kann nur die Bedeutung haben: „Wie sie augenblicklich kämpfen.“ Darum konnte das Buch nur in diesem Augenblick geschrieben werden. Als Ergebnis unserer neuesten Entwicklung.

Auguste Hanjcher.



Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirthschaft. Eine populäre Volkswirthschaftslehre. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Fr. W. Brunow, 1906.

Zahlreiche freundliche, zum Theil enthusiastische Zuschriften und Rezensionen und der Abrah von etwa dreizehntausend Exemplaren beweisen, daß das im Jahr 1895 erschienene Büchlein seinen Zweck erfüllt hat. Aber elf Jahre sind heute, wo jeder Monat in Theorie und Praxis Neues bringt, eine lange Zeit; und darum kann weiterer Nachfrage nicht mehr mit dem ursprünglichen Text gebient werden. Dieser mußte endlich einmal auf die Höhe des laufenden Jahres gebracht werden, was zu leisten ich in der vorliegenden Ausgabe bemüht gewesen bin.

Es giebt nun freilich einen nicht gar großen, aber dafür um so einflußreicheren Kreis von Personen, die das Buch schon darum für unnützlich, wo nicht für verderblich erklären werden, weil es im Großen und Ganzen auf dem Boden der bisherigen bürgerlichen Nationalökonomie steht. Als das Manchesterthum abgewirkt hatte und unter anderen wirthschaftlichen und sozialen Fragen auch die Arbeiterfrage brennend wurde, haben einige akademische Lehrer (im Oktober 1872) zu Eisenach den Verein für Sozialpolitik gegründet. Sofern man unter Sozialpolitik gewöhnlich eine Politik der Fürsorge für die Lohnarbeiter versteht, ist der Name nicht glücklich gewählt; denn der Verein hat sich keineswegs ausschließlich und nicht einmal in erster Linie mit Arbeiterfragen beschäftigt. Er hat sich zur Aufgabe gemacht, vom nicht manchesterlichen, meinetwegen staatssozialistischen Standpunkt aus (dieses Wort in dem Sinn verstanden, in dem auch Bismarck Staatssozialist war) das Wirthschaftsleben der Gegenwart zu durchforschen und dadurch der Gesetzgebung und Verwaltung Material zuzuführen. Er hat (was seine Gegner in ihrer Zeitungspolemik verschweigen) auf Grund umfassender Untersuchungen hundertdreizehn Bände veröffentlicht, von denen sich, um nur Einiges

anzuführen, vier mit dem Aktienwesen und mit Steuerfragen, zehn mit der Landwirtschaft, elf mit dem Handwerk beschäftigten. Aber natürlich mußte sich der Verein auch mit den brennenden Arbeiterfragen beschäftigen, mußte untersuchen, wie weit die Klagen und die Forderungen der Lohnarbeiter berechtigt seien. Darum gab die Manchesterpartei seinen Mitgliedern den Spitznamen Kathedersozialisten („hoffentlich nur in spöttischer, nicht in denunziatorischer Absicht“, schrieb Roscher), der in doppelter Beziehung ungerechtfertigt ist. Denn erstens sind diese Männer keine Sozialisten und zweitens machen sie keine Schule oder Sekte aus, sondern gehören den verschiedensten Richtungen an und haben sich nur zu der angebotenen gemeinsamen Thätigkeit vereinigt. Aber der Verdacht des Sozialismus ist nicht nur an ihnen, sondern an allen staatswissenschaftlichen Kathedern haften geblieben; und seit die ewigen Ausfälle die Unternehmer nervös gemacht haben und die von Bismarck eingeleitete Sozialpolitik viele Uebelthände erzeugt hat, ohne, wie vorausgesehen war, die sozialdemokratische Partei aufzulösen, werden die „Kathedersozialisten“ (womit man so ziemlich alle bekannten Nationalökonomien meint) als Männer denunziert, die die Studirenden der Rechts- und der Staatswissenschaften in falschen Grundfägen erziehen und die Verbündeten Regierungen zu falschen Maßregeln verleiten. Es wäre lächerlich, wenn ich mir die Vertheidigung von Männern anmaßen wollte, die Weltruf haben und von denen einige einen hohen Rang im Staat einnehmen; aber der Sache wegen, um der Verbreitung verderblicher Irrthümer im Publikum entgegenzuwirken, muß über diesen Selbstzug gegen die nationalökonomische Wissenschaft ein Wort gesagt werden. Ein angesehenes Blatt hat in einer langen Reihe von Leitartikeln die „verderbliche“ Wirksamkeit der Professoren geschildert und zuletzt behauptet, die Wissenschaft unserer Nationalökonomie sei gar keine Wissenschaft, „sondern lediglich selbstfabrizirte Theorie; ein Hirngespinnst, das weder dem Ursprung noch dem Wesen nach Etwas gemein hat mit der volkswirtschaftlichen Wissenschaft, die in der Praxis wurzelt und der steten Fühlung mit ihr nicht entbehren kann“. Zum Beweis für den Unwerth dieser Wissenschaft wird nach dem Konfessionslegikon der Lebensgang von fünf allgemein bekannten und viel genannten Professoren skizzirt; sie seien nie etwas Anderes gewesen als Akademiker, sündeten also nicht in der Praxis; einige von ihnen hätten „besten Falls hineingerochen“. Wenn diese Beweisführung einen Sinn haben soll, so enthält sie die Forderung, daß Niemand auf einen Lehrstuhl der Staatswissenschaften gelassen werden dürfe, der nicht vorher Bankbeamter, Spezerist, Maschineningenieur, Leiter einer Fabrik, Landwirth, Eisenbahndirektor und Rheber oder wenigstens Kontorist eines solchen gewesen ist. Warum nicht auch Schlosser, Bäcker, Gemischtwaarenhändler? Oder gehören diese Leute nicht in die Volkswirtschaft? Die Gemischtwaarenhändler haben im vergangenen Sommer in Wien beinahe Revolution gemacht, sind dort also ein sehr sühliches wirtschaftliches Element. Und welcher Kaufmann könnte seine Hausknechte entbehren? Welche Industrie ohne Kohlengräber auskommen? Auch in deren Beschäftigungen muß also der Professor Praxis haben. Gewiß wäre es sehr vortheilhaft für den Lehrer der Nationalökonomie, wenn er selbst in allen möglichen Werkstätten und Schreibstuben, wenn er unter der Erde, auf dem Ader und auf dem Wasser gearbeitet hätte. Das würde zunächst schon seinen Vortrag sehr beleben. Aber ehe man diese Art der Vorbereitung auf seinen Beruf obligatorisch macht, muß man sie vorher dem zukünftigen Richter,

dem Staatsanwalt, dem Regierungsrath auferlegen. Denn der Professor hat wirklich keine andere Aufgabe als die, zu lehren, aus welchen Vorgängen das Wirtschaftsleben besteht, wie diese Vorgänge mit einander verknüpft sind und wie sie der Staatsmann zu leiten suchen muß, wenn er Nutzen abwenden und das Volkswohl fördern will. Der Richter dagegen und der Verwaltungsbeamte greifen unmittelbar (und nicht selten mit recht scharfem Messer) in das Wirtschaftsleben ein. Dieser ordnet wirtschaftliche Unternehmungen an und verbietet die Vornahme wirtschaftlicher Handlungen. Jener verhängt Strafen über Alle, die seiner Ansicht nach mit solchen Handlungen die Gesetze übertreten haben. Dazu ist wirklich eine genauere Kenntniß des Technischen der Einzelwirtschaften erforderlich, als sie der Professor braucht. Trotzdem ist ein solcher praktischer Kursus unseren Richtern und Verwaltungsbeamten noch niemals zugemuthet worden. Früher waren wenigstens die preussischen Landräthe, die der Praxis am Nächsten stehen, selbst praktische Landwirthe; auch Das hat seit einigen Jahrzehnten aufgehört.

In milderer und verständigerer Form polemisiert Dr. Armin Tille, der mit seinem Bruder Alexander zusammen die Ansprüche eines mächtigen Kreises von Praktikern theoretisch verteidigt, in seiner Brochure „Wirtschaftsarchive“ (Berlin, Otto Eckner, 1905) gegen die in der Nationalökonomie herrschende Methode. Er meint, die einzelne Privatwirtschaft sei das einzige greifbare Objekt wirtschaftswissenschaftlicher Untersuchungen. Darum beständen die Quellen der Wirtschaftswissenschaft in den Rechnungsbüchern, Verträgen, Geschäftskorrespondenzen und sonstigen Aufzeichnungen der landwirtschaftlichen, kaufmännischen und gewerblichen Unternehmer, die er in Archiven zu sammeln empfiehlt. Tille verwechselt da die Aufgabe des Nationalökonomien mit der des Landwirtschafts- und des Handelsschullehrers. Prinzipiell hat sich schon vor vierzehn Jahren Adolph Wagner (Grundlegung der Politischen Oekonomie, erster Theil, Seite 256) mit denen auseinandergesetzt, die die Nationalökonomie mit der Privatökonomie verwechseln. Tille giebt zwar zu, daß beide Gebiete nicht ganz zusammenfallen. Er schreibt: „Erst die Summe aller vorhandenen Unternehmungen und sonstigen Wirtschaften sowie die zwischen ihnen allen bestehenden Beziehungen stellen die Volkswirtschaft dar. Diese aber ist eine abstrakte, nicht meßbare Größe und eignet sich deshalb nicht für exakte Beobachtungen. Für den Gesetzgeber und Politiker, für den das wirtschaftliche Gemeinwohl in Frage kommt, mag das Ganze, die nur unbestimmt umgrenzte Volkswirtschaft, den Gegenstand des Interesses bilden, aber für die Wissenschaft, wie für den Unternehmer selbst, muß der Einzelbetrieb in den Vordergrund treten“. Die Wissenschaft, die Tille meint, ist eben die Handelswissenschaft, diese aber und die Nationalökonomie sind zwei ganz verschiedene Wissenschaften; und jene ist auch nicht ein Theil von dieser. Sie haben manches Material gemeinsam, zum Beispiel: die Export-, die Preisstatistik; aber der Reingewinn des einzelnen Kaufmannes gehört so wenig in die Nationalökonomie wie die Zu- und Abnahme des Pauperismus, der Aus-, Ein- und Abwanderung, Thatfachen übrigens, die durchaus meßbar und nicht im Mindesten unbestimmt umgrenzt sind, in das Hauptbuch oder in das Journal des Kaufmannes. Der Staatsmann, der die Nationalökonomie braucht, hat ganz andere Aufgaben zu bewältigen als der Kaufmann, der natürlich seine Fachwissenschaft braucht.

Statt einer langen theoretischen Auseinandersetzung noch eine Thatfache.

Die großen Holzhändler, die jede neue russische Eisenbahn dazu benutzen, ein Stück des ohnehin verwahrlosten russischen Waldes zu verwüsten (im Juni sprachen die Zeitungen von einem Fünzigmillionengeschäft dieser Art, hinter dem eine Berliner Bankfirma stehen sollte), sind sicherlich tüchtige Kaufleute und haben ihre Handelswissenschaft theoretisch und praktisch im Leibe. Aber wenn Rußland den ehestlichen, thätkräftigen, erleuchteten und nationalökonomisch durchgebildeten Staatsmann hätte, den es so notwendig braucht, dann würde Dem die Kunst und Wissenschaft, wie man im Holzhandel reich wird, vollkommen gleichgiltig sein. Er würde seine erste Sorge der Hebung des Bauernstandes und der Erziehung eines tüchtigen Kleingewerbes widmen, seine zweite Sorge aber würde sein, der Waldverwüstung Einhalt zu thun und eine geordnete Forstwirtschaft einzuführen. Wäre die nach zwanzig oder dreißig Jahren in Gang gekommen, so würde damit von selbst auch der Holzhandel wieder in Gang gekommen sein. Aber die Rechnungsbücher der Holzhändler brauchte er nicht zu studiren; diese Herren werden ihre Geschäfte stets ohne obrigkeitliche Hilfe selbst ganz vortrefflich bejorgen; höchstens könnte er einmal in die Lage kommen, durch den Untersuchungsrichter nachsehen zu lassen, ob nicht etwa ein Konto K drinsteht, — für einen Minister oder sonstigen hohen Beamten. Und auch dieses Objekt der Nationalökonomie ist meßbar. Wenn Rußland eine tüchtige Bureaucratie hätte, so würde die Regierung ganz genau wissen, wie viele Hektare Wald in den letzten zwanzig Jahren vernichtet worden sind; freilich wäre in diesem Fall die Vernichtung gar nicht möglich gewesen.

Wenn endlich Tille der heutigen Nationalökonomie vorwirft, sie unterschätze die Thätigkeit und die Bedeutung der Unternehmer, so trifft Das zwar bei den sozialdemokratischen Theoretikern zu, aber nicht bei den „Kathedersozialisten“. Daß im neunzehnten Jahrhundert die Lohnarbeiterschaft der zahlreichste Stand geworden, daß hierdurch das schwierige Lohnarbeiterproblem entstanden ist und daß darum in den gesetzgebenden Versammlungen, in den Amtsstuben, in den Zeitungen, in den wissenschaftlichen Erörterungen von den Lohnarbeitern viel die Rede sein muß, dafür können die Professoren nichts.

Reiße.

Karl Jentsch.



Arbeitermangel.

Bei der letzten lutherischen Generalversammlung hatte der Vorsitzende des Aufsichtsrathes, Geheimrath Emil Kirdorf, erklärt, der deutsche Kohlenbergbau habe einwweilen Arbeiterausfälle nicht zu fürchten; eher seien im Eigengewerbe Störungen zu erwarten. Zur Hälfte ist diese Prognose schon bestätigt. Der Kachener Hüttenallienverein Rothe Erde, den der Bruder Emils Kirdorf leitet, hatte einen zwei Monate dauernden Strike zu überstehen, der zwar für die Arbeiter erfolglos blieb, aber erheblichen Schaden anrichtete. Der Verlust der Hütten-Gesellschaft wird auf etwa 7 Millionen, die Lohneinbuße der Arbeiterschaft auf etwa 600 000 Mark geschätzt. Und dieser Strike auf Rothe Erde ist wohl auch wesentlich mitschuldig daran, daß der Verband des Stahlwerkbundes im September einen nicht unerheblichen Rückgang gegen die im August 1906 und im September 1905

erreichten Ziffern aufweist. Ob Kirdorf's Prophezeiung auch zur anderen Hälfte Wahrheit werden wird? Noch siehts nicht so aus. Die Bergarbeiter fordern eine fünfzehnprozentige Lohnerhöhung und die Aufhebung der noch bestehenden Sperre für abgekehrte Arbeiter; der Bergbauische Verein in Essen hat diese Forderungen abgelehnt. Trotzdem hofft man, es werde nicht zum Äußersten kommen. Die Erinnerung an den letzten großen Ausstand der Ruhrbergleute und an seine Folgen ist noch zu lebendig, als daß man leichtsinnig erklären könnte: Wägen die Arbeiter nur die Kraftprobe wagen! Heute kommt, als ein die Lage erschwerender Umstand, hinzu, daß die Industrie bis an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit beschäftigt ist, Kohlenmangel also ungemein große Gewinnhoffnungen vernichten würde. Schon jetzt klagen auf den meisten Gebieten die Unternehmer über Arbeitermangel und hohe Rohmaterialpreise; käme als Drittes noch Kohlenmangel hinzu, so könnten die durch die hohen Dividenden dieses Jahres vermöglichen Aktionäre im nächsten Jahr böse Enttäuschung erleben. Die Arbeiterverbände haben gleich zu Anfang die wichtige Frage des Importes fremder Kohle in Erwägung gezogen und sich die Hilfe der ausländischen Organisationen für den Streitfall gesichert. Auf eine Wehrreinfuhr fremder Kohle, englischer und belgischer, wäre also kaum zu rechnen. Damit wird in Essen gerechnet.

Die Arbeiterforderungen sind eine natürliche Folge der industriellen Konjunktur. Die Arbeiter sehen, wie stark die Werke beschäftigt sind, berechnen nach der Dividende die Verzinsung des in dem Unternehmen angelegten Kapitals und verlangen eine prozentual entsprechende Steigerung ihrer Löhne, ohne erst lange nach dem Risiko zu fragen, das jeder Aktionär zu tragen hat. Dadurch wird das Exempel falsch; und so entstehen übertriebene Forderungen, auf die der Unternehmer nicht eingehen kann. Diesmal haben die Arbeiter noch ein gewichtiges Argument: die Theuerung der Lebensmittel. Das läßt sogar der Bergbauische Verein gelten; er sagt, an der Theuerung seien die hohen Schutzzölle schuld. Wissen die Mitglieder des Vereins nicht mehr, daß sie an der Einführung dieser Zölle mitgewirkt haben? Alle Schuld den wilden Agrariern zuzuschreiben und nur die Industriezölle zu billigen, ist doch allzu bequem. Der Bergbauische Verein hat nachzuweisen versucht, daß der Steigerung der Lebensmittelpreise in den Löhnen der Bergarbeiter schon Rechnung getragen sei. Im Oberbergamtsbezirk Dortmund ist der Schichtlohn von seinem höchsten Stand (5 Mark 16 im Jahr 1900) zunächst auf 4 Mark 57 (1902) zurückgegangen und hat damit den tiefsten, einen dem Niedergang der Konjunktur entsprechenden Punkt erreicht. Dann stieg er wieder von Jahr zu Jahr etwa um 15 Pfennige; und heute steht der Schichtlohn schon wesentlich höher als im Jahr 1900. In den ersten sechs Monaten des Jahres 1906 ist, nach einer bisher nicht widerlegten Statistik, der Aufwand für Lebensmittel im Ruhrrevier um 4,5 Prozent höher geworden, als erst in den selben Monaten des Jahres 1905 war; in der selben Periode sind die Löhne um 4,96 Prozent gestiegen. Die Lohnzunahme ist also fast um ein halbes Prozent höher als der Mehraufwand für Lebensmittel. Das klingt überzeugend; aber die Statistik pflegt Differenzen zwischen Unternehmern und Arbeitern nicht aus der Welt zu schaffen. Die Gegenrechnung der Arbeiter sieht denn auch anders aus. Die Löhne, heißt da, sind im rheinisch-westfälischen Bergbau von Anfang April bis Juni um 9 Pfennige pro Kopf und Schicht gestiegen. Das macht für die gesammte Bergarbeiterchaft auf alle verfahrenen Schichten und Uberschichten rund 1,42 Millionen Mark. Die Tonne Kohle aber ist seit dem ersten April um

50 Pfennige theurer geworden; und da in den drei Monaten bis Ende Juni etwa 18 Millionen Tonnen gefördert worden sind, ergibt sich ein Mehrgewinn von 9 Millionen Mark. Stellt man das Plus an Löhnen und die Steigerung der Einnahmen gegenüber, so ist der Unterschied scheinbar sehr groß und man möchte den Arbeitern Recht geben. Nimmt man aber die Verhältnisziffer, die fast 16 Prozent ausweist, und bedenkt weiter, daß die Bergwerksgesellschaften aus ihren Erträgen nicht nur Arbeiterlöhne zu zahlen, sondern noch sehr erhebliche Kosten zu decken haben, so ist die Beweisführung der Arbeiter nicht ohne Weiteres schlüssig. Daß heute das Produkt Arbeit geringer bewerthet wird als das Produkt Kapital, ist fürs Erste eine unabänderliche Thatsache; die in ein Unternehmen gesteckten Kapitalien werden höher verzinst als die Thätigkeit der „Hände“. Man wird niemals zu einer Entzweiung gelangen, wenn man die Differenzen auf Lohnprinzipien zurückführt und ein Verhältniß fordert, das diese Prinzipien in ungetrübter Reinheit leuchten läßt.

Was können die Arbeiter in einem Strike heute gewinnen? Der Ausstand von Anfang des Jahres 1903 hat ihnen große materielle Opfer auferlegt, aber die Nothwendigkeit zum Vergeseß gebracht. Ideelle Vortheile, hieß es, weiß Jemandes nicht erreicht war. Man tröstete sich, so gut es ging. Das Verbot der Stilllegung von Jochen wurde abgelehnt; aber die Arbeitszeit geregelt, das Wagennullen der Willkür untergeordneter Organe entzogen, das Recht zur Verhängung von Geldstrafen enger begrenzt und die Einrichtung obligatorischer Arbeiterausschüsse vorgeschrieben. Diese Reformen haben nicht den erhofften Erfolg gehabt; mehr als einmal war seitdem ein neuer Strike zu befürchten. Die Bergherren sagen, jede Konzession steigere die Begehrlichkeit; die Arbeiter, durch die Beschränkung der Freizügigkeit und andere Maßregeln sei die Wirksamkeit der mühsam erkämpften Reformen geschwächt worden. Wer auch Recht haben mag: jedenfalls hat die Hilfe der Regierung den Arbeitern nicht viel genützt. Und ob sie ihnen diesmal überhaupt wieder helfen wird, ist noch zweifelhaft. Zwar laßen wir, der König habe befohlen, die Arbeiterforderungen genau zu prüfen. Zum Vortrag kein Minister wurde aber der Bergmeister Engel, den die Arbeiter heftig bekämpften, nach Berlin berufen. Herr Engel ist (mit einer Abfindung von einer Viertelmillion) aus seiner Stellung im Bergbaulichen Verein geschieden und soll nun im Handelsministerium arbeiten; doch in Essen weht noch immer ein scharfer Wind. Der Segen von oben hat in solchen Konflikten nur geringe Kraft. Wenn die Parteien sich nicht selbst, ohne fremde Mitwirkung, einigen, ist auf dauernden Frieden kaum zu rechnen.

Eine Lohnerhöhung wird wohl nicht zu umgehen sein; und die Kosten wird der Kohlenverbraucher zu zahlen haben. Ohne die Forderungen der Arbeiter wäre heute eine Preissteigerung nicht zu rechtfertigen; hohe Dividenden sind ja kein Beweis für die Nothwendigkeit, den Kohlenpreis zu erhöhen. Entschließen die Besitzhaber sich zu einem zehnprozentigen Lohnzuschlag, so macht Das etwa 25 Pfennige für die Tonne aus; den Bergherren bleibt dann überlassen, ob sie mit dieser Lohnsteigerung einen um eine halbe oder gar ganze Mark für die Tonne erhöhten Kohlenpreis motiviren wollen. Schon hört man von Freunden des Kohlen Syndikates die Vorsicht verbreiten, das Ergebnis der „augenblicklich im Kohlenbergbau und im Verkehr mit seinen Abnehmern sich abspielenden Vorgänge werde eine nicht unerhebliche Erhöhung der Preise für Kohlen und Koks“ sein. Kommt es dazu, dann, fürchte ich, werden wir den Dividendenrückgang, den ich hier früher als möglich bezeichnete, erleben. Von hohen Kohlenpreisen profitirt zwar die Bergindustrie. Die hat jetzt aber

Sorgen genug. Das wichtigste Moment ist der Arbeitermangel. Die Gewerkschaften wissen, daß Ersatz kaum noch zu finden ist, und steigern deshalb natürlich ihre Ansprüche. Seltsam ist das Verfahren der Regierung. Landwirtschaft und Industrie kommen mit den heimischen „Händen“ nicht aus und müssen fremde Arbeiter heranziehen; die Landwirthe für Frühjahr und Sommer, die Industriellen fürs ganze Jahr. Die Regierung aber weist die russisch-litauischen Arbeiter aus, sobald die Landwirtschaft sie nicht mehr braucht: im Herbst, wo in der Industrie der Arbeitermangel besonders fühlbar wird. Hat sie auf das städtische Gewerbe weniger Rücksicht zu nehmen als auf das ländliche? Oder will sie auf ihre Art Marx widerlegen? Karl Marx lehrt, die „industrielle Reservearmee“ hindere den Arbeiter, den vollen Ertrag seiner Arbeit zu fordern, da sie dem Unternehmer billige Hände liefert. Von solcher Reservearmee kann man bei uns heute kaum noch reden. Viehe man die Landarbeiter, die, weil sie keine Scholle haben, ausgewandert sind, in Deutschland, so könnten sie die industrielle Arbeit lernen und der Arbeitermangel wäre der Industrie nicht ein so bedrohliches Geistesst. Die Regierung aber „hält den Juyug fern“ (wie der terminus technicus lautet); aus nationalpolitischen Gründen, die, bei der unauffhaltsam vorchreitenden Industrialisirung des Landes, vielleicht aber nicht lange mehr stichhaltig bleiben. Vermuthlich wird man in den nächsten Jahren noch oft von der Arbeiternoth hören.

Und schon dadurch genöthigt sein, sich mit den Arbeiter, die man hat, zu verständigen, sie gut zu bezahlen und ihre Organisationen anzuerkennen. Im Verein für Sozialpolitik hat der Vorsitzende in der Diskussion über das „Arbeitsverhältniß in den privaten Kiejenbetrieben“ an das Wort Chessons erinnert: „Bisher führten zwei Wege den Unternehmer zum Ruin. Er ging zu Grunde, wenn er nicht zu produzieren oder die Produkte nicht an den Mann zu bringen verstand. Heutzutage kann er sich auch dadurch ruiniren, daß er nicht versteht, wie man Menschen behandeln muß.“ Jeder Unternehmer wird gezwungen sein, es zu lernen. Die Kiejenbetriebe, die ungeheure Kapitalien zu verzinsen haben, werden durch die Nothwendigkeit, den Betrieb einzuschränken, empfindlich getroffen; und da die Arbeiter stark organisiert sind (die durch die „Siebenerkommission“ vertretene Organisation der Bergarbeiter umfaßt ungefähr 250 000 Mann), so ist in Ausstandszeiten Ersatz schwer oder gar nicht zu finden. Kluge Unternehmer sichern sich denn auch einen festen Arbeiterstamm. Ein Musterbeispiel bietet die Firma Krupp. Aber auch in kleineren Betrieben sind ähnliche Bestrebungen zu merken. In der Generalversammlung des Westdeutschen Eisenwerkes in Krays haben wir neulich Einiges darüber gehört. Vor zwei Jahren hat die Direktion Weihnachtsgeschenke eingeführt, in diesem Jahr 4000 Centner Kartoffeln gekauft, die die Arbeiter, je nach der Größe ihrer Familien, zu billigem Preis erhalten. Auch mit gesperrten Sparkassensbüchern ist ein Versuch gemacht worden. Jeder Arbeiter bekommt ein Grundgeschenk von 20 Mark, für jedes Dienstjahr giebt es 5, für Ehefrauen 10 Mark und für Kinder entsprechende Beiträge. Der älteste Arbeiter erhielt dadurch 265 Mark. Das Weihnachtsgeschenk beträgt 50, 80 Mark und mehr, so daß verheirathete Arbeiter im Jahr bis auf 400 Mark kamen. Was macht für den Tag mehr als eine Mark. Andere Werkstätten fangen an, ihre Arbeiter am Gewinn zu theilhaben. Man bemüht sich, die Arbeiter an das Unternehmen zu fesseln. Das ist eine erfreuliche Folge des Arbeitermangels, dessen Bedeutung für unser Wirtschaftsleben kaum überschätzt werden kann.

Briefe.

I. **S**in evangelischer Pfarrer über den Artikel „Fromme Kurpjuſcher“:

„Den anregend und freich geſchriebenen Artikel des Freiherrn von Wolzogen habe ich mit Genuß geleſen, weil durch ihn ein braußgängerlicher Ton klingt: Los von alten Götzen! Manches kann ich auch unbedingt unterſchreiben, ſo die Würdigung des ſtreifenloſen Jeſusbildes als befreiender That für viele Theologen, ſo die Löſung des modernen religiöſen Fühlens von lutheriſcher oder pauliniſcher Auffaſſung. Daneben aber zeigt der Artikel auffallende Schwächen: die beſtändige Verwechſelung von Kirche und Religion und die Verſenkung des Kernpunktes im Chriſtenthum. Uns wiſſenſchaftlich gebildeten Pastoren iſt die Kirche wirklich nur eine Form unter Formen, etwas Neuherliches und als Solches ganz Gleichgültiges; aber freilich halten wir für unmöglich, daß religiöſes Empfinden, das „die Einjamkeit haßt“ und innere Gemeinſchaft erſtrebt, je eine oder die andere Form wieder beſehen können. Dieſe Erkenntniß gilt uns als eine unüberlegliche Lehre der Geſchichte. Das Selbe gilt von den Dogmen; ſie ſind verhärtete Formen religiöſer Gedanken, ſo Chriſti Hölleſahrt die veraltete Form für die religiöſe Wahrheit: Alle Menſchen ſind zum Heil beſtimmt; ſo Jeſu Jungfrauengeburt die legendariſche Form für die religiöſe Wahrheit, daß ſich Gott im Menſchen offenbare. Der geſchichtlich Gebildete kennt dieſen tiefen Unterſchied zwiſchen Form und Bedeutung und verwechſelt nicht leicht Kirche und Dogmen mit Religion. Auch muß ich fragen: Wo iſt die evangeliſche Kirche eigentlich? Es iſt geſchichtlich unſtatthaft, den Satz zu ſchreiben: „Die proteſtantiſche Kirche hat im Grunde nur Dummheiten gemacht“, denn das Subjekt dieſes Satzes iſt ja gar nicht vorhanden. Es giebt zahlloſe Formen, Geſtaltungen, die ſich das freie evangeliſche Wort angebildet hat; keine von allen, auch nicht die „theure evangeliſche Landeskirche Preußens“, darf ſich anmaßen, die „proteſtantiſche Kirche“ zu ſein und in ihrem Namen zu reden. Alle dieſe kirchlichen Formen und Bildungen ſind der Diſkuſſion, der beliebigen Umformung unterworfen, aber ſie alle erheben den Anſpruch, ‚Religion‘ in ſich zu tragen und zu hüten. Aber was iſt Religion? Jedenfalls ein Glaube, eine unumſchließliche Gewißheit. Aber ein Glaube woran? Eine Gewißheit wovon? Glaube an das Geiſteswunder im Menſchen, Gewißheit davon, daß er (nach Goethe) eine unzerſtörbare „Entelechie“ iſt. Credo in me ipſum. Dieſes Credo iſt Religion nicht nur im weitesten, ſondern auch im tieſten und eigentliſchten Sinn. Jeſus hatte dieſes Credo und verkündet und fordert es als Gewißheit des „ewigen Lebens“; wer an mich glaubt, Der hat das ewige Leben; wer an das „Ewige“ in Jeſu glaubt, glaubt auch an das Ewige in ſich ſelbſt. Unter dieſes Credo fällt das Nachdenken der Philoſophie, die ſtaunend ſtillſteht vor dem Geiſteswunder im Menſchen und im „Ich“ das zeit- und raumloſe „Ding an ſich“, die „Entelechie“ Goethes zu erkennen glaubt. Um dieſen „Zack“, dieſe erſtaunliche ordnende, die Welt aus einem Chaos umherwirbelnder Materie zum Kosmos voll Schönheit und Sinn umbauende, umſchaffende Kraft unſerer lebendigen Empfindung zu illuſtriren, denken wir uns einen von Menſchen, die beſtändig mit vollen Händen Steinen ins Waſſer werfen, umringten Teich. Wie ſich die tauſend Wellenringe heben, erweitern, ſich kreuzen, mit einander verſchlingen: kein Menſchenauge könnte in dieſem Chaos bewegter Waſſertheilchen ein geordnetes Bild erblicken. Unſere lebendige Empfindung kann es, durch die Wunderkraft des „Geiſtes“, des „Ich“ in uns. Ich trete in einer Mondnacht an mein Fenſter, die Kiefern bewegen rauſchend ihre dunklen Wipfel, fernher rollt dumpf der Bahnzug, einzelne Lichter fliegen durch das Gebüſch, die Nachtigal ſchlägt ihr Lied, des Mondes

weißes Licht liegt auf dem Rasen und Sterne blitzen vom dunklen Firmament: und Alles, was da rauscht und tönt und blüht und leuchtet, ist ja nichts Anderes als bewegte feinste Materie, die in kleineren oder größeren Wellen, schneller oder langsamer sich kreuzend, störend, unordentlich aufgereg, durch meine Sinne meinem ‚Geist‘ zugeführt wird. Und hier, in mir, vollzieht sich das schöpferisch aufbauende Wunder: aus unordentlich einströmender Materie baut der ‚Geist‘ das von Schönheit geschmückte Nachtgemälde. Das ist eine Probe von dem ‚Wunder im Menschen‘; kein Nachdenken kann an ihm vorüberstreifen, aber auch keine Erklärung es begreiflich machen, — etwas Transzendentes offenbart sich in uns, etwas die Materie Beherrschendes, das nicht aus Materie stammen kann. Dies können alle Menschen anerkennen und in der Anerkennung dieses Geheimnißvollen, nenne man es Geist, Vernunft, Ich, Unbewusstes oder sonstwie, können sich Gebildete und Ungebildete, Monisten, Pantheisten, Theisten und Deisten vereinigen. In diesem ‚Credo in me ipsum‘ hat die Religion ihren Grund in der Menschheit gelegt. Was auf diesem Grund durch geistesmächtige Einzelne oder durch gemeinsame Arbeit der Völker im Laufe der Jahrtausende gebaut wird, kann trotz aller Verschiedenheit seinen Baugrund nicht verleugnen, den Menschen und seinen Glauben an sich. Alle Religionsstifter und Propheten, alle Begeisterten und alle ehrlichen Geistesdiener, Alle, die meinten, ihrem Volk und ihrer Zeit Etwas zu sagen zu haben, Alle, die in reiner Liebe dienten und dichteten, sie haben auf diesem Grunde gebaut, auf der Ehrfurcht vor dem Menschen und dem wundervollen Geheimniß seines Geistes; und nie ist eine Religion aus Menschenverachtung aufgestiegen. Denn eine Religion in nuce ist das Bekenntniß: Credo in me ipsum; sein Bekenner fühlt und weiß sich verwandt, in Wesensgemeinschaft, nicht nur mit Seinesgleichen, sondern mit Allem, was da lebt und weht, was tönt und leuchtet, und unumgänglich drängt sich die Frage nach der Herkunft des die Materie beherrschenden Geistes auf; wenn nicht aus der Materie, woher denn? Wo ist mein wahrer Ursprung, meines Daseins wahrer Quell? Glaube ich an mich als Geisteswesen, so muß ich, dem Zwange des Kausalitätsgesetzes folgend, auch an eine Heimath des Geistes glauben. Daß ich an sie glaube, macht mich zum religiösen Menschen. Wie ich sie nenne, kommt erst in zweiter Linie in Betracht: Heimath des Geistes, Vater im Himmel oder wie sonst noch. Name ist Nebensache; Hauptsache ist, daß sich der Mensch als Geisteswesen faßt, an sich glaubt und sich mit dem Allgeist verwandt fühlt, also an ‚Gott‘ glaubt; credo in me ipsum, ergo credo in deum. Kein kirchlicher Kultus, kein veraltetes Dogmen-system, nicht Gregor noch Luther noch irgend einer ihrer Nachfolger kann dem Denkenden und religiös Fühlenden diesen Grundstein verschütten oder verhallen, durch den alle Religion mehr oder weniger sinnvoll und ohne den keine Religion möglich ist. Hiermit habe ich auch den ewigen Kern in Jesu Verkündigung bezeichnet: Erweckung der Menschen zum Glauben an sich, als Grundlage des Glaubens an den ‚Vater‘, an die Heimath und Urquelle des Geistes. Kant hat diesen ‚Glauben‘ philosophisch denkrichtig gemacht, indem er unwiderleglich erwies, daß das unendliche Weltbild eine That unseres Geistes mit seinen Hilfskräften der Raum- und Zeitvorstellung ist; hiermit ist unser Geist, unser ‚Ich‘, unsere Vernunft als philosophisch beglaubigtes Wunder dargestellt, das unerklärlich bleibt, da es selbst die allein ausreichende Erklärung für die Räthsel Welt und Mensch bietet und ein Wegweiser ist dem Gottsucher. Der Weg führt hinein in die Tiefen unserer Wesenheit. Auf diesem Wege ist Jesus vorangegangen; denn das Gottesreich mit allen seinen Wundern und Werken ist inwendig in uns.

Brunenwald.

Pastor Diebel."

II. „Sehr geehrter Herr Harden, unter den Aussprüchen Goethes, die Sie im Anschluß an das über die Wünschelruthe Besagte citiren, vermiße ich die unmittelbaren Zeugnisse für den Glauben unseres großen Weisen an das ‚magische Reid‘. Gestreift ist das Ruthengängerproblem in den ‚Wahstformwandtschaften‘; Otilie, die allerlei sonnambule Fähigkeiten besitzt, weigert sich auf einem Spaziergang, einen bestimmten Seitenweg zu betreten, weil sie jedesmal von einem ‚ganz eigenen Schauer‘ überfallen werde, den sie sonst nirgends empfinde. Bei der Untersuchung des Terrains stellt sich heraus, daß der Weg über ein Steinkohlenlager führt. Besonders lebhaft tritt Goethe für die Wünschelruthe in den ‚Wanderfahrten‘ ein. Nachdem dieses ‚prophetische Reid‘ schon im zehnten Kapitel des zweiten Buches erwähnt ist, wird im vierzehnten Kapitel des dritten Buches ausführlicher davon gesprochen. Voraus geht eine längere Betrachtung über das Studium der Wissenschaften, in der die Frage aufgeworfen wird, ob ein herkömmliches Bekenntniß nicht eher einen Stillstand als einen Fortschritt bewirke. Da stehen die Sätze: ‚Gewinnt aber auch in der Wissenschaft das Falsche die Oberhand, so wird doch immer eine Minorität für das Wahre übrig bleiben; und wenn sie sich in einen einzigen Geist zurückzöge, so hätte Das nichts zu sagen: er wird im Stillen, im Verborgenen fortwährend wirken und eine Zeit wird kommen, wo man nach ihm und seinen Ueberzeugungen fragt oder wo diese sich bei verbreitetem allgemeinem Licht auch wieder hervorzutragen dürfen. Was jedoch weniger allgemein, obgleich unbegreiflich und wunderzeltig zur Sprache kam, war die gelegentliche Eröffnung Montaus, daß ihm bei seinen geötrigischen und bergmännischen Untersuchungen eine Person zur Seite gehe, welche ganz wunderbare Eigenschaften und einen ganz eigenen Bezug auf Alles habe, was man Gestein, Mineral, ja, sogar was man überhaupt Element nennen könne. Sie fühle nicht bloß eine große Einwirkung der unterirdisch liegenden Wasser, metallischer Lager und Gänge sowie der Steinkohlen und was Vergleichen in Massen beisammen sein möchte, sondern, was wunderbarer sei, sie befinde sich anders und wieder anders, sobald sie nur den Boden wechsele. Die verschiedenen Gebirgsarten übtten auf sie einen besondern Einfluß, worüber er sich mit ihr, jeidenn er eine zwar wunderliche, aber doch auslangende Sprache einzuleiten gewußt, recht gut verständigen und sie im Einzelnen prüfen könne, da sie denn auf eine merkwürdige Weise die Probe bestעה, indem sie sowohl chemische als physische Elemente durchs Gefühl gar wohl zu unterscheiden wisse, ja, sogar durch den Anblick das Schwere von dem Leichteren unterscheide.‘ Der Umstand, daß hier von der Ruthe gar nicht weiter die Rede ist, beweist im Verein mit der ganzen Darstellung, daß Goethe, wie Tu Prel, die sonnambule Befähigung des Ruthengängers (und nicht etwa gewisse Eigenschaften der Ruthe) als das Wesentliche der Sache erkannt hat. Das lehren auch schon die in den Weisagungen des Basils vorkommenden Verse; Wünschelrutthen sind hier: sie zeigen an Stamm nicht die Schätze; nur in der fühlenden Hand regt sich das magische Reid.‘ Am Schluß des fünfzehnten Kapitels kommt Goethe auf die Wünschelruthe (wie er jetzt die Person selbst nennt) zurück und sagt, daß ihre Fähigkeit, versteckte Quellen zu finden, auch von der Dienerchaft bemerkt worden sei; das Kapitel schließt dann mit den Worten: ‚Und so war denn doch für Montaus Angaben ein Zeugniß zurückgeblieben, der, wahrscheinlich um lästige Versuche und unzulängliches Probiren zu vermeiden, die Gegenwart einer so merkwürdigen Person vor seinen edlen Wirthen, welche sonst wohl ein solches Zutrauen verdient hätten, zu verheimlichen beschloß. Wir aber wollten, was uns bekannt geworden, auch unvollständig, wie es vorliegt, mitgetheilt haben, um forschende Männer auf ähnliche Fälle, die sich vielleicht öfter, als man glaubt, durch irgend eine Andeutung hervorthun,

freudlich aufmerksam zu machen.⁴ Wer sich über diese ‚Schrunke‘ wundern wollte, Der würde seinen Goethe schlecht kennen. Wenn okkultistische Reigungen ein Zeichen von Obskurantismus sind, dann war der deutsche Gedankenheros einer der größten Obskuranten, die es je gab. Das glaube ich in der Schrift ‚Goethe und der Materialismus‘ gezeigt zu haben, wo ich mit zustimmenden Aeußerungen über okkulte Phänomene aller Art ungefähr siebenzig Seiten füllen konnte, obgleich ich größere Berichte nur im Auszug wiedergab.

München-Pasing.
Hofrath Professor Max Seiling.“

III. Um Verhandlungen zur Erneuerung des Dreibundes einzuleiten, heißt es in den Blättern, sei Herr von Tschirsky nach Wien und Rom gereist. Der Dreibund, seit Jahren ein Thema der Witzblätter, soll nun plötzlich wieder von ernsten Leuten erwogen werden. Daß Italien, ohne seine Schiffe und Häfen zu opfern, keinen Krieg gegen einen Dreibund-Gegner führen kann, weiß jedes Kind. Daß Oesterreich-Ungarn in jedem möglichen Krieg Deutschland an seiner Seite finden wird, weiß jeder Greis der l. und l. Diplomatie. Oesterreich-Ungarn ist heute in der Lage, dem Deutschen Reich den Text eines Bundesvertrages zu diktiert; denn das Deutsche Reich braucht uns; wir Oesterreicher aber brauchen Keinen. Unser einziger Feind (mit dem wir allein fertig zu werden hoffen) ist Italien. Die neuesten, erst zum Theil durchgeführten Rekrutements in unserer Generalität sind ein Kennzeichen der Lage. Wir haben, außer dem alten Galsgözy, zwei Generale in der Armee, von denen man sich Etwas verspricht: den Feldzeugmeister Fiedler und den Feldmarschall-Lieutenant Conrad von Högenhof. Fiedler gilt (nicht erst seit den schlesischen Wandern dieses Jahres) für einen Anwärter auf den Posten des Grafen Beck; er war, als Oberst, Chef des Bureaus für operative Generalstabsarbeiten. Conrad ist Infanterietruppenobstomär in Innsbruck. Er hat unter der Chiffre F. C. v. H. ein grundlegendes Werk über den Gebirgskrieg geschrieben. Als in Ostaiien die ersten Blüthen knallten, richtete er eine Denkschrift über die Vertheidigung Tirols an das Kriegsministerium. Die Denkschrift verschwand in den Archiven. Conrad ruhte nicht, bis Feldzeugmeister Freiherr von Hoffras, der Generaladjutant des Kaisers, zugleich Vorstand der kaiserlichen Militärkanzlei, die Denkschrift las und unmittelbar dem Kaiser unterbreitete. Sofort verstärkte man die Garnisonen Tirols und nur an dem Widerstande des Grafen Beck scheiterte die Verwirklichung aller übrigen Vorschläge Conrads: Umgestaltung der tiroler Landeseshüyen in eine Alpintruppe u. s. w. Nun ist Graf Beck gefallen. Conrad soll Kommandirender in Innsbruck werden. Sein Weizen blüht: er war einst Generalstabschef des Thronfolgers, der nun auch den Grafen Beck, Conrads Gegner, hinweggeräumt hat. Wir werden große Mühsen gegen Italien erleben, desto größere, je mehr der Einfluß des Thronfolgers steigt. . . So stehen die Chancen des Dreibundes. R o d a R o d a.“

IV. „Wie kleine Schritte geht ein so großer Lord: dieses Wort, das Schiller seinen Mortimer über den Grafen Leicester sprechen läßt, scheint mir auf das Verhalten anwendbar, das Fürst Bismard nach dem Tode des letzten Herzogs von Braunschweig zeigte. Ich finde nicht, daß die wiederholte Berufung auf die Vasallentreue und auf die Sicherheit und Ehre des Deutschen Reiches diesen schlechten Eindruck beseitigt; eben so wenig wird Das durch die beschönigenden Worte bewirkt, die der große Kanzler in seine ‚Gedanken und Erinnerungen‘ ausgenommen hat. Er hat seinem König Schritte empfohlen und ihn, im Drang der Europa erschütternden Ereignisse, zu Schritten zu überreden vermocht, die er gar nicht erst vorschlagen durfte. Das ungeschriebene Gesetz, unter dem auch er geboren ward, mußte ihn daran hindern, mußte ihm diese Schritte verbieten wie dem ersten Menschenpaar den Genuß der Frucht vom Baum der Erkenntniß. Man wende nicht

ein, die Annexion von Hannover habe sich nach demselben Recht vollzogen wie die von Kurhessen und Nassau, nach dem Recht des Schwertes. Den Fürsten von Hessen und von Nassau war der Krieg erklärt worden; sie hatten ihre Kontingente mit der süddeutschen Armee vereinigt. Und für ihre Civilisten wurde ihnen nachher eine reichliche Abfindung gewährt und belassen. Der Kanzler hat seinen König über Langensalza und die vorhergehenden Tage geküßelt und damit über den moralischen Willen des Herrn Macht gewonnen. Seufzend beugte sich der gekrönte Held; in Gesprächen mit seinen Brüdern aber gab er dem Unmuth Ausdruck und nannte Bismarck „Schwefelgelb“. Entbehren konnte das Preußen, das sich aus der im Wiener Kongreß ihm aufgenöthigten Zwangsjacke befreit hatte, das Land Hannover nicht. Dieser Zuwachs war aber auch auf anderem Wege zu erreichen; und wenigstens mußte dem blinden König die ihm bewilligte Millionengabe gelassen werden. Das Bewußtsein, Unrecht gethan zu haben, erklärt auch, warum Bismarck so reizbar wurde, wenn Jemand von den Welfen und ihren Rechten sprach. Seit König Georg die Augen geschlossen hat und seinem Sohn die konfiszierten Millionen zuvörderstattet sind, darf von einem Anspruch auf Hannover freilich nicht mehr die Rede sein. Das ist ohne Weiteres zuzugeben. Das Auftreten der Welfen, die Untertanen des Königs von Preußen geworden sind, ist nicht nur tadelnswerth, sondern auch der Sache des Herzogs von Cumberland schädlich. Durch das Schreiben, das der Reichskanzler am dritten Oktober 1866 an das herzoglich braunschweigische Staatsministerium gerichtet hat, ist die Angelegenheit nicht gefördert worden. Unbestritten und unbestreitbar ist das agnatische Erbrecht des Herzogs von Cumberland und seiner Söhne auf die Regierung im Herzogthum Braunschweig; und nachdem auch die Landesversammlung sich für die jüngere Linie des Hauses Braunschweig-Lüneburg ausgesprochen hat, ist diese Regelung des Streites zu einer nationalen Forderung des Bundesstaates Braunschweig geworden. Wenn die Publizistik dieser Oeffentlichen Meinung nicht zum Ausdruck hilft, versäumt sie eine ihrer wichtigsten Pflichten. Graf von der Schulenburg-Beeendorf.“

Auch diese Stimme, die für die Legitimität zeugt, soll hier gehört werden. Ich glaube, daß die Vorwürfe, die der Herr Graf von der Schulenburg dem ersten Kanzler des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches macht, objektiv ungerecht sind. Bismarck handelte, wie er handeln mußte. Fürst Bälow aber scheint wieder einmal das Wesentliche zu verkennen. Preußen und Deutschland muß heute wünschen, daß in Braunschweig ein Welfe regire (erstens, weil der Bundesstaat Braunschweig einen Herzog aus diesem Haus ersehnt; zweitens und hauptsächlich, weil erst nach solcher Schlichtung des Haders die 1866 geschlagene Wunde sich schließen würde). Muß also Alles, was mit der nationalen Ehre vereinbar ist, thun, um das Welfenhaus zu dem unzweideutigen Verzicht auf Hannover zu bringen, ohne den eine welfische Regierung in Braunschweig nicht möglich wäre. Darum wars ein Fehler, dem braunschweigischen Staatsministerium so unfreundlich, in so frostiger Tonart zu schreiben und die Vermittlung abzulehnen. Die übte Wirkung hat sich denn auch sofort gezeigt: die Braunschweiger sind verstimmt und schlechter als je vorher auf Preußen zu sprechen. Sie wollen jetzt selbst ihr Heil beim Herzog von Cumberland versuchen. Den Erfolg dieses Versuches, für den die Landesversammlung der Regierung drei Monate Zeit lassen will, müssen wir abwarten. Inzwischen aber, trotz dem unklugen Strafengeschrei, uns darüber klar werden, daß wir nicht wünschen dürfen, dem Welfengeschlecht nach Hannover nun auch noch Braunschweig zu nehmen, sondern wünschen müssen, einen Welfenprossen, der auf Hannover verzichtet und damit der welfischen Agitation im Gebiet Preußens das Todesurtheil gesprochen hat, auf dem braunschweigischen Thron zu sehen.

Dampfplüge bauen wir in den bewährtesten
Strassenlocomotiven und
Dampfstrassenwalzen bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen practischen
 Grössen und zu den mässigsten Preisen.
John Fowler & Co. in Magdeburg.

Berliner Bock-Brauerei

Abteilung I.
 Tempelhofer Berg.

Berlin

Abteilung II.
 Chausseestr. 58.

Wir empfehlen unsere anerkannt vorzüglichen Biere in Gebinden u. Flaschen.

Gefällige Bestellungen erbitten
 per Telefon: Amt VI, 3019, Amt IX, 5194, Amt III, 2633 u. 2623.

Die Direktion.



Circus Busch

Täglich Abends 7 1/2 Uhr
 „Aus der Pussta.“

Original-plattene-schaustück aus dem ungarischen Steppenleben in 2 Acten.

1. Act. Die Hochzeit in der Czardas. 2. Act. Die tolle Jagd.

Mons. Romeo: Ueberfahren eines lebend. Menschen m. e. 70 PS. Fiat-Automobil.
 (Gewicht 3) Ztr. und 4 Insassen.)

Die grösste Tiger- u. Löwengruppe (noch nie gezeigt)
 im Ringkampf mit dem Dompteur Willy Peters.

Auftreten sämt. neugeg. Künstler und Künstlerinnen und dem Riesengala-Programm

Klinik (Sonn-
 tortum) für
 Berlin.

Gallensteinkranke mit Kurhaus

Nieder-
 Schönhausen

(Magen-, Darm-, Leberleidende).

Einheitliche Behandlung.
 Ohne Operation nach bewährten wissen-
 schaftl. Methoden. Prospekte kostenfrei.

Idyllischer gesunder Landaufenthalt zur
 Kur, Nachkur und Erholung. Schönste Lage
 im Königlichen Park. Beste Verpflegung.

Dr. E. SCHUERMAYER, Berlin SW., Königsrätzerstrasse 110

Hotel „Cecilie“ Wiesbaden

und Badhaus.

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.
 Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.

MULTIPLY
 Gasfernzünder

DER BESTE DER WELT
 HIER IM BETRIEB ZU SEHEN



Dieses Plakat finden Sie bei den Ver-
 treter der „Multiplex“ Intern. Gas-
 zünder-Ges., Berlin W. 6. Diese Gas-
 zünder sind auf Anfrage gerne die Na-
 men ihrer Vertreter an allen Plätzen

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7½ Uhr.
Freitag, den 26./10.

Ein Sommernachtstraum.

Sonntag, d. 27., Sonntag, d. 28. u. Montag, d. 29./10.

Das Wintermärchen.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Kammerspiele

des Deutschen Theaters

Eröffnung Mitte Oktober

mit Ibsen's „**Gespenster**“

Prospekte mit allen Details über Repertoire, Abonnementsbedingung, etc. versendet kostenlos das Bureau des Deutschen Theaters.

Thalia-Theater

Täglich: Anfang 8 Uhr.

Wenn die Bombe platzt.

Sonntag, d. 27./10, Nachm. 3 U. Bis früh um Fünfe.

Theater des Westens.

Freitag, d. 26./10, 7½ U. **Die Zauberflöte**

Sonabend, den 27./10, 7½ U. **Premiere.**

Die drei Rolandsknappen.

Sonntag, den 28. u. Montag, den 29./10, 7½ U.

Dieselbe Vorstellung.

Cabaret Unter den Linden 22.

Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.

Eliteprogramm Schläger auf Schläger.

Neues Theater

Anfang 7½ Uhr.

Freitag, den 26./10. **Die Hochzeit v. Poel.**

Sonabend, den 27./10. **Premiere**

Die Condottieri.

Sonntag, den 28. und Montag, den 29./10.

Dieselbe Vorstellung.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Lortzing-Theater

Belle Alliancestr. 7/8. **Dir. Max Garrison.**

Freitag, d. 26. u. Montag, d. 29./10, 7½ Uhr.

Der Wildschütz.

Sonabend, d. 27./10, 7½ U. „**Fra Diavolo.**“

Sonntag, den 28./10, 7½ Uhr. **Undine.**

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Der Teufel lacht dazu

Große Jahres-Revue mit Gesang und Tanz

in 8 Bildern von **Julius Freund.**

Musik von **Victor Hollaender.**

Bender.

Nassary.

Josephl.

Giampietro.

Phlla Wolff.

Walhalla-Variété-Theater

Weinbergsweg 19/20. Am Rosenhaier Thor

Täglich Abends 8 Uhr

Das lustige Spezialitäten-Programm

Eheschliessungen in England.

Führer d. d. betr. Gesetze und Ratgeber

für Eheschliess.-Reflekt. Preis 1,50 M. Verlag:

Brock & Co., 90 Queen St. London, E. C.

Wein-Restaurant

Leipziger Straße 94

— Otto

Mamsch

I. Etage. Täglich: Künstler-Concert. I. Etage.

Sanatorium in Meiningen in Thüringen für Nervenranke u. Entziehungskuren. Moderne physikalisch-dietätisch geleitete Anstalt mit familiärem Charakter. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. **Carl Adolf Passow.** J. 55.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfg.

Berliner-Theater-Anzeigen

Neues Schauspielhaus und Mozartsaal.

Am Nollendorfplatz. Anfang 8 Uhr.

Freitag, den 26./10 u. folgende Tage

DER STURM.

Von Shakespeare.

Musik von Engelbert Humperdinck.

Eröffnungskonzert

Sonnabend, den 27./10, Abends 8 Uhr.

Das Mozartsaal-Orchester.

Dirigent: Herr Hofkapellm. Paul Prill.

Komische Oper

Freitag, den 26. u. Sonntag, den 28./10, 8 U.

Lakmé.

Sonnabend, den 27./10, 8 U. Carmen.

Sonntag, Nachm. 3 Uhr. **CARMEN.**

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Kleines Theater.

Freitag, den 26. u. Montag, den 29./10, 8 Uhr

Man kann nie wissen.

Sonnabend, d. 27. u. Sonntag, d. 28./10, 8 U.

Ein idealer Gatte.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

folies Caprice

Linienstr. 132 Ecke Friedrichstrasse.
Dir. Felix Berg.

Täglich: **Das Provinzmädel.**

Das Modell. Anfang 8 Uhr.

Lustspielhaus in Berlin

Freitag, den 26. Sonnabend, den 27., Sonntag,

den 28. und Montag, den 29./10. 8 Uhr.

Verwehte Spuren

Sonntag, Nachm. 3 Uhr.

Der Familientag.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Cabaret Roland von Berlin

Potsdamerstrasse 127.

Sensationeller Erfolg

des
Eröffnungs-Programm!

Täglich 11—4 Uhr. Entree 3,20 M.

Protector: Se. Königl. Hoheit Prinz Heinrich von Preussen.

Internationale Automobil-Ausstellung

Berlin, Herbst 1906.

1. bis 12. November.

Geöffnet von 10 bis 7 Uhr.

Ausstellungshalle Zoologischer Garten.



Saalecker Werkstätten

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Saaleck bei Kösen in Thüringen

Künstlerische Leitung: Prof. Schultze-Naumburg.

Geschäftliche Leitung: Direktor Helmuth Koegel

Abt. I: Architektur Abt. II: Gartenanlagen

Abt. III: Möbel und Inneneinrichtungen

Die Saalecker Werkstätten übernehmen den Bau oder die Anlage von Stadt- und Landhäusern, Gärten, Herrenhäusern, Schlössern, Villen, Gärten und Parkanlagen, sowie die Lieferung einzelner Möbel und ganzer Wohnangebotsgruppen.

Georg Hessing's

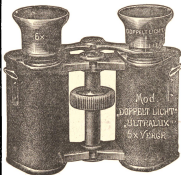
Technisch-Orthopädische Heilanstalt

Gross Lichterfelde-Ost, bei Berlin.

Erfolgreiche Behandlung bei freiem Umhergehen von: Hüft-, Knie- und Knochelgelenk-Entzündung, sowie der Entzündung der Wirbelsäule, von frischen und alten Knochenbrüchen, Bruch des Schenkelhalses, Kinderlähmungen u. deren Folgen, Verkrümmungen der Wirbel- u. Hals-, Verkrümmungen nach Gürtel, Rheumatismus etc. Angeborener Hüft-Luxation, auch nach erfolgloser Einrenkung und im vorgeschrittenen Alter.

— Prospekte auf Wunsch. —

— Eigener Wagen auf Verlangen an jedem Bahnhof Berlins. —



Busch

Prisma- Binocles.

Weltmarke

Zu beziehen durch alle optischen Handlungen, Kataloge gratis u. franko.
Rathenower Opt. Industrie-Anst., vorm. Emil Busch, A.-G. Rathenow.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei der

Cigarren-Fabrik **F. Hagedorn & Söhne, Bremen.**

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Vergnügungs- und Erholungs-Reise im Mittelmeer



mit dem
Doppelschraubendampfer
„Meteor“.

Abfahrt von Genua 15. November 1906.

Besucht werden die Häfen: Villafranka (Nizza, Monte Carlo), Ajaccio, Mailer, Tunis, Palermo (Montreale), Messina, Neapel (Pompeji), Genua. Reisebauer 14 Tage. Fahrpreis von Mk. 300 an aufwärts.

Alle Näheres enthalten die Prospekte.

Hamburg-Amerika Linie, Abteilung Vergnügungsfahrten, Hamburg.

(222)

Für Gesellschaft, Reise und Sport
unentbehrlich!

Pallabona

Einzig dastehendes trockenes
Haarreinigungsmittel.

Nasses od. spirituosos Waschenüberflüssig
Gesetzl. gesch. Aerztlich empfohlen.

Preis pro Schachtel 2,50 Mk.

Kleinflich in allen f. Parfüm-, Drogen- u.
Friseurgeschäften oder direkt durch

Pallabona-Vertrieb, München 66.

Bibel der Hölle

„Verruchtestes, unsittlichstes Buch der
Weltliteratur etc. nennt die Presse die
I. deutsche Ausgabe von

Der Hexenhammer

verf. v. Jac. Sprenger u. Helar. Institoris,
1489 latein. erschienen, 3 Bde 796 Seiten, Br.
20 M., geb. 24 M. Einzeln käufli. I. 6 M., geb.
7,25 M. II. 8 M., geb. 9,50 M., III. 6 M., geb. 7,25 M.

„Tollste Aus-eburt menschl. Wahnwitzes,
menschl. Grausamkeit! Nichts Tolleres als
diese Erzählungen v. Hexen, Teufel u. Aberg-
lauben! Und doch ein erstklassiges
Kulturdokument!“

Ausführl. Verzeichnisse v. kultur- u. sitten-
geschichtl. Werken gratis franco.

H. Barsdorf, Berlin W 30. a.

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wannseebahn

Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

Bestellungen
auf die

Einbanddecke

zum 56. Bande der „Zukunft“

(Nr. 40—52. IV. Quartal des XIV. Jahrgangs)

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Prägnanz etc. zu
Preise von Mark 1,50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt
vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a
entgegengenommen.

Haase-Husschank Prinzenstr. 87.

Nähe Moritzplatz. **Karl Woerz.**

Angenehm. Familienaufenthalt. Vorzügl. Küche u. aufmerksamste Bedienung

Diners und Menus. * 4 neurenovierte Kegelbahnen.

Vereinssaal ca. 100 Personen fassend, sowie kleinere Vereinszimmer.

Haase-Husschank Rosenthalerstr. 14.

Nähe Bahnhof Böse. Stadtkoch **Hugo Minde.**

Vollständig neurenovierte Restaurationsräumlichkeiten

Den verehrlichen Vereinen empfehle meine Vereinszimmer, sowie Kegelbahnen.

Künstler-Freikonzerte Dienstag, Donnerstag und Freitag.

Haase-Husschank Potsdamerstr. 112 a.

Nähe Lützowstrasse. Oekonom **Hugo Rother.**

==== **Angenehmer Familienaufenthalt.** ====

Den verehrlichen Vereinen empfehle meine Vereinszimmer, ca. 30 Personen fassend.

Diners u. Menus. Vorzüglich gepflegte Biere, sowie gute Küche.

Fusschweiss auch Hand- und Achselchweiss
sofort geruchlos und normal durch

☛ „Miotan“ ☛

(gesetzl. gesch.) ganz unschädlich. Franko-Zusendung gegen 75 Pfg. in Briefmarken. Echt einzig und allein bei **Max Arndt, Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmarkt.**

Schriftsteller!



Bekannter Verlag über. litter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Acuss. günst. Beding. Off. unt. B. N. 205. an Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrenserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.

All. Komfort. Zentralheiz. elektr.

Licht. Familienleben. Prospekt

frei. Zwanglose Entwöhnung von

ALKOHOL

3 Stunden Schnellzug von Berlin

Ostsee-Bad HERINGSDORF

(nur Sand-Strand)

„KURHAUS“

Schönstes u. vornehmstes Hotel der Ostsee, allerersten Ranges, neuerbaut, am 1. Juni d. J. eröffnet, direkt an d. gr. Dampferlandungsbrücke, unmittelbar am Strand u. Kurpromenade, umgeben v. herrl. Buchenwald. 300 Zimmer, fast alle nach der See, sämtlich mit Balkons in der gr. Glashalle, 2000 Personen fassend, Restaurant mit vornehm. französ. Küche Fahrstuhl. Ueberall elektr. Licht und Zentralheizung. Saison bis 1. November.

BERLINER HOTEL-GESELLSCHAFT

(Hotel »Der Kaiserhof«, Berlin).



Regelmässige
Schnell-Postdampfer-Verbindungen
von

BREMEN nach AMERIKA

New-York ^{via Southampton-Caribbean}
LONDON PARIS

Baltimore-Galveston-Cuba

Süd-Amerika: Brasilien-La Plata

Mittelmeer: Aegypten

Ostasien-Australien

Specialprospekte werden auch von
sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben

Norddeutscher Lloyd Bremen

Charakter-

Analysen nach der Handschrift von P. P. Liebe haben zum Idealziel: dem Gemüt einen intimen Reiz einzuflöszen, das persönliche Leben zu erweitern. Wissenschaftl. Original-Methode, psycho-graphologische Praxis seit 1895. Auf urfällige Anfrage kostenlos: seriöse Broschüre u. Honorarbedingung für die Beschreibung Ihres Innenlebens.

P. P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vortheilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Mein neuester
Antiquariats-Katalog für 34

Geschichte

enthaltend in 266 Nummern eine reiche Auswahl von Werken aus allen Gebieten der Geschichte, darunter u. a. wertvolle Werke aus der badischen und russischen (baltischen) Geschichte, steht auf Wunsch unentgeltlich und postfrei zu Diensten.

C. Troemer's Univ.-Buchh.
(Ernst Harms), Freiburg i. Br., Bertoldstr. 21

Eisbärfelle sind nicht besser aber teurer als meine Selbstschneidenseife „Marke Eisbär“; feinste Salicylölseife, chemisch gereinigt, geruchlos, bleichend weiß ober flüchtig, etwa 1 cm groß 8 Stk. Vorlägen 6 u. 7 Stk. bei 3 Stk. fr. Preis. in. Sinterfenn. fr. W. Helms, Länzmühle N. 15 bei Schneeverbindungen (Künz. Zeil).

Herbst- u. Winterkuren. „Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnhof: Warmbrunn-Schreibershaas.
Fernsprecher 27.
oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhofsstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neu-
rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände,
Diätetische Kuren.

Nach allen Erzungenschaften der Neuzeit
eingerichtete. Windgeschützte, nebel-
freie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe
450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres
Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt oder
Administration in Berlin S.W.,
Möckernstr. 118.

Fast

**1/2 Million Mark für Zoll und Fracht
nur auf Weine der Champagne!**



Für die im I. Halbjahr 1906 zur
Herstellung unserer Marke

Henkell Trocken etc.

eingeführten Weine der Cham-
pagne zahlten wir dem Staate an
Zoll und Fracht die Summe von
fast 1/2 Million Mark (genau
M 420,904.33).

Wieder ein Beweis für die über-
all bekannte Tatsache, dass wir
keine Kosten scheuen, um stets
nur das Beste den Gönnern
unserer Marke zu sichern.

HENKELL & Co., MAINZ

Gegr. 1832.